

Digitales Brandenburg

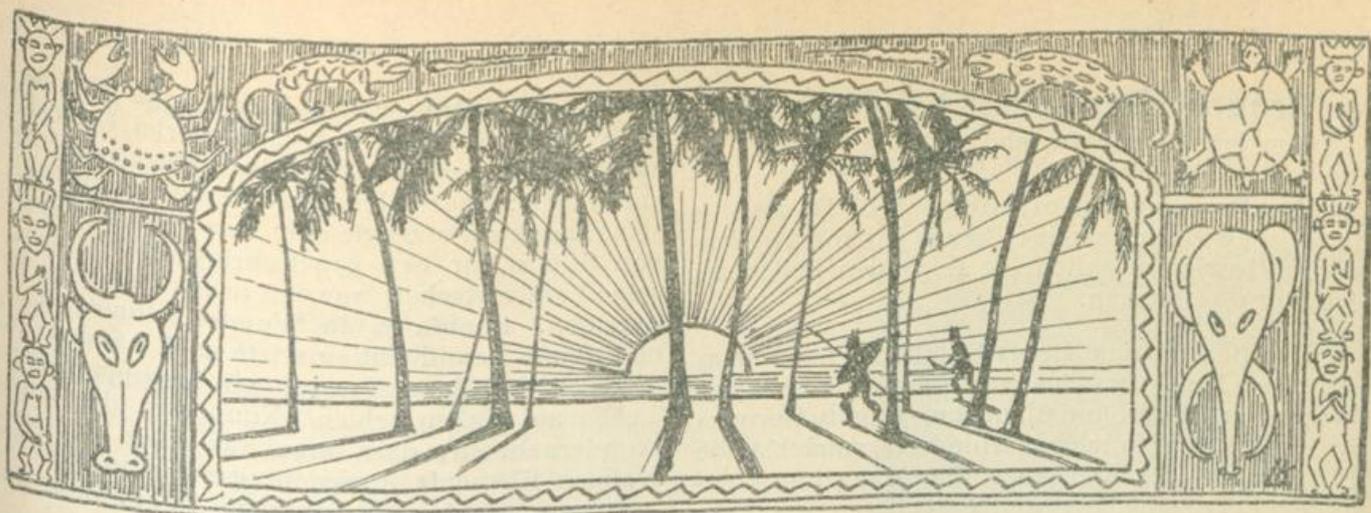
hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Deutsche Internierten-Zeitung

Bern, 1916

Kolonialbeilage zur Deutschen Internierten-Zeitung.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7160

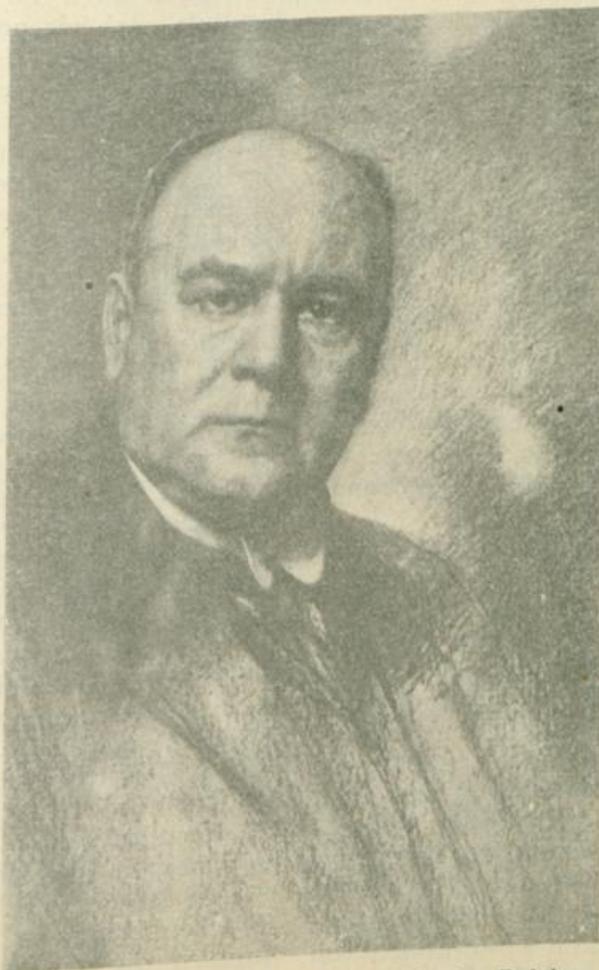


KOLONIALBEILAGE

ZUR DEUTSCHEN INTERNIERTEN-ZEITUNG

UNTER MITARBEIT DER LEHRANSTALT FÜR
INTERNIERTE KOLONIALDEUTSCHE / DAVOS

Anfang April weilte der Staatssekretär des Reichskolonialamtes Herr Dr. Solf in Davos, um die zahlreichen Kolonialdeutschen, denen dort Aufenthalt angewiesen ist, zu besuchen und mit ihnen ihre Angelegenheiten zu besprechen. Der Staatssekretär besichtigte die Lehranstalt für internierte Kolonialdeutsche und sprach sich in der anerkanntesten Weise dem Leiter und den Lehrern der Anstalt gegenüber über ihr gelungenes Werk aus. In einer Konferenz mit den Lehrern, der auch die Begleiter des Herrn Staatssekretärs: Geheimer Oberregierungsrat Strähler, Major Keil vom Kommando der Schutztruppen und Regierungsrat von Vietsch beiwohnten, fanden die Vorschläge des Leiters für die weitere Entwicklung der Schule die weitgehendste Unterstützung der Kolonialverwaltung. Der Staatssekretär betonte, dass er mit besonderer Genugtuung das gute Einvernehmen zwischen Lehrern und Schülern beobachtet hätte und den lernfreudigen Eifer der Schüler in allen



Seine Exzellenz der Staatssekretär des Reichskolonialamtes Dr. Solf.

Klassen und Disziplinen. In verschiedenen Ansprachen an die Kolonialdeutschen behandelte der Staatssekretär das koloniale Problem und brachte für die Kolonisten, die alle mit Leib und Seele an ihrem kolonialen Beruf hängen, die erwünschte Klärung über das koloniale Friedensziel der Kaiserlichen Regierung. Über dieses Thema sprach Exzellenz Solf sich im besonderen in der Festrede aus, die er auf dem Kommers der Kolonialdeutschen am Abend des 4. April hielt. Er betonte in ausdrückvoller Weise, was aus dem berufensten Munde nicht oft genug gesagt werden kann und die weiteste Verbreitung verdient: dass wir unsere Kolonien sämtlich wieder haben wollen und bemüht sein müssen, durch Neuerwerbungen ihre zersplitterte Lage zu konsolidieren. Er verlangt nach dem Kriege eine Umlegung der Kolonien Afrikas, die den Bedürfnissen der europäischen Kulturstaaten gerechter wird als die gegenwärtige Verteilung des schwarzen Erdteils.

Braucht Deutschland Kolonien?

Von Privatdozent Dr. phil. et jur. Krenkel,
Vizefeldwebel d. R., z. Zt. Davos.

Der Besitz von Kolonien ist für Deutschland eine Lebensfrage; kaum jemand zweifelt daran. Inwiefern sollen die folgenden Zeilen zu erläutern versuchen.

Kaum war das Deutsche Reich nach dem siebziger Kriege von neuem geeint, als sich der Wunsch regte, Kolonialland ausserhalb Europas zu erwerben. Manches verhinderte zunächst die Erfüllung dieses Wunsches. Der Mangel an kolonialer Erfahrung, die wenig kräftigen Finanzen des Reiches schreckten vor weittragenden Plänen zurück. Erst das Jahr 1884 sah die deutsche Flagge über unsern afrikanischen und Südsee-Kolonien wehen.

In der Zeit der Gründung der deutschen Kolonien waren es zwei Gesichtspunkte, die von den noch wenig zahlreichen Kolonialfreunden wie Carl Peters, Jühlke ins Feld geführt wurden, um ihre Forderung nach überseeischem Landerwerb eindringlich zu stützen. Das war einmal die starke Auswanderung aus Deutschland nach fremden Ländern, zum andern die hohen Beträge, die Deutschland für «Kolonialwaren», wie Kaffee, Tee, Reis, jährlich an das Ausland zahlen musste. Diese beiden Forderungen: dem auswandernden Deutschen, der im Mutterlande keinen ausreichenden Platz für die Gewinnung einer auskömmlichen Lebensstellung zu finden glaubte, eine neue deutsche Heimat zu geben, ihn nicht zwischen fremden Völkern als deren «Kulturdünger» verschwinden zu lassen; Deutschland von seinem grossen Tribut an das Ausland, das aus seinen tropischen Kolonien wichtige Genussmittel nach Deutschland ausführte, zu befreien, sind es in der Tat gewesen, die den innern Anstoss zum Erwerb der deutschen Kolonien gegeben, in Deutschland weite Kreise für eine, nun auch von Bismarck unterstützte Kolonialpolitik gewonnen haben.

Betrachten wir die beiden Triebfedern, die das Deutsche Reich zum Erwerb von Kolonien führten, nach ihrer Wichtigkeit von damals und heute. Sind Massenauswanderung, Bezug von Kolonialwaren noch immer dafür massgebend, dass Deutschland seine Kolonien ausbaut und, wenn möglich, neue zu erwerben sucht?

Zunächst die Frage der Auswanderung. Ehe wir Kolonien erwarben in den Jahren 1881, 1882, 1883, betrug die Auswanderung aus Deutschland im Durchschnitt 75,000 Mann jährlich. Ihren Höhepunkt erreichte sie 1882 mit fast 220,000 Menschen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich allmählich 15 Millionen von Deutschen angesammelt, die nach den Erfahrungen des Weltkrieges für das deutsche Volkstum verloren sind. Dieser erschreckende Abstrom nach auswärts war ein schwerer Verlust für das Mutterland, das noch lange nicht über die Volkskraft

verfügte wie heute, wo es sich um 25 Millionen Einwohner vermehrt hat. Mancherlei Ursachen zur Abwanderung waren in den achtziger Jahren vorhanden: Deutschland war wenig wohlhabend, seine Industrie erzeugte nur eine geringe Anzahl von Gütern für den gewinnbringenden Export, seine Landwirtschaft war erst in der Entwicklung begriffen. Konnte es da Wunder nehmen, dass eine starke Landflucht einsetzte nach Ländern, in denen tatkräftigen Naturen ein auskömmliches Leben zu winken schien? Konnte es aber auch wundernehmen, dass man für diese wanderlustigen Elemente Ansiedlungsraum in eigenen Kolonien suchte, um sie dem Deutschtum zu erhalten?

Heute haben sich die Verhältnisse völlig geändert. Eine Auswanderung aus Deutschland besteht kaum mehr. Nur 15,000 Deutsche verlassen jährlich die Heimat aus verschiedenen Gründen. Die meisten kehren in sie zurück; nur wenige lassen sich dauernd im Auslande nieder. Sie ziehen in die Fremde aus der angeborenen deutschen Abenteuerlust, aus Verlangen, ihre Kräfte in einem weniger besiedelten und kultivierten Lande freier bewegen zu können, sich ihr Leben auch im Besitze eines nur kleinen Kapitals nach eigenem Geschmack zu gestalten. Und wohin lenken sie ihre Schritte? Meist in die Länder, für die die Reklametrommel tätig umgeht, für die Agenten, verlockende Bilder aufbauend, in Deutschland herumziehen: nach Kanada, nach Brasilien, nach Chile und anderswohin.

Besitzt denn Deutschland keine Kolonien, geeignet für weisse Ansiedler, die seine Auswanderer aufnehmen könnten? Und die auch fähig wären, grössere Menschenmassen anzusiedeln, sollte sich die Auswanderung einmal wieder verstärken, was nicht ausgeschlossen ist?

Als Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte trat, war die Welt schon verteilt. Man musste zugreifen, ohne wählerisch zu sein. Unsere Kolonien liegen meist in den Tropen, die für den Europäer am wenigsten geeignet zu dauerndem Aufenthalte sind. Trotzdem bergen sie viele, für eine deutsche Einwanderung ausgezeichnet geeignete Gebiete.

Deutsch-Südwest-Afrika ist ein gesundes, trockenes Steppenland, in dem die weisse Rasse nach den Erfahrungen in dem ähnlichen Südafrika Generationen hindurch ausdauern kann. Seine Wasserarmut, die nur mit erheblichen Mitteln durch Brunnenbauten, Anlage von Staudämmen zu vermindern ist, erlaubt Ackerbau in den meisten Gegenden des Landes nicht. Südwest-Afrika ist ein Viehzuchtland; wegen seiner Trockenheit und des spärlichen Graswuchses müssen die Viehfarmen sehr ausgedehnt sein. Einrichtung der Farm, Anschaffung von Vieh — Rindern, Wollschafen, Angoraziegen — kosten Geld; ein grösseres Anfangskapital ist deshalb unbedingt nötig. Mehr als 200,000 Deutsche wird die Kolonie, in der heute nur 12,000 wohnen,

kaum je aufnehmen können. Diese Zahl fällt jedoch für die Ausfuhr der deutschen Industrie, für die Versorgung des Mutterlandes mit Fleischextrakten, Wolle, Häuten schon stark ins Gewicht. Ein Land für Massenansiedelung wird also Südwest niemals werden; Platz für eine zahlreiche Menge Deutscher ist aber vorhanden.

Deutsch-Ostafrika besitzt Gebiete, in denen der Deutsche dauernd leben kann. In den innern Hochländern von mindestens 1100 bis 1200 m Höhe, in denen der Malaria-gefahr hinreichend vorgebeugt werden kann, besteht an vielen günstig gelegenen Punkten die Möglichkeit der

Ansiedelung. Hervorragend wären die Landschaften zwischen dem Viktoriasee und dem Tanganjikasee in einer Höhenlage von 1500 und mehr Metern geeignet. Allerdings sind gerade diese Hochländer von einer dichten und intelligenten schwarzen Bevölkerung bewohnt, die man — schon weil sie die nötigen Arbeitskräfte für den weissen Ansiedler stellt, der selbst körperlich nicht arbeiten kann — nicht von Haus und Hof verjagen darf. Um diese Gebiete besiedeln zu können, müsste man sie noch durch eine Eisenbahn erschliessen, deren Bau begonnen worden ist. Ohne Eisenbahnen, die ja in allen unsern Kolonien so dringend nötig sind, wäre in diesen weitab von der Meeresküste gelegenen Landschaften eine auskömmliche Lebenshaltung nicht möglich, da der Versand der angebauten Erzeugnisse aus dem Innern an die Küste auf dem schnellsten und billigsten Wege erfolgen muss.

Auch Kamerun bietet Hochland zur Ansiedelung von Weissen. Wieviel Deutsche sich allmählich in gesunden tropischen Gebieten Mittelafrikas unterbringen lassen, ist zahlenmässig schwer festzulegen. Vielleicht sind es Millionen. Jedenfalls findet sich Raum genug, um die gesamte deutsche Auswanderung für lange Jahre nach dem Kriege aufzunehmen, sollte sie, wenn die Kriegsverluste an Menschenmaterial ersetzt sind, auch stärker werden als heute. Es bietet sich auch Raum für alle die, die nach dem Kriege aus fremden afrikanischen Kolonien, aus andern Ländern auf deutschen Boden zurückwandern wollen, weil es ihnen zwischen andern Völkern nicht mehr gefällt und sie doch ihr Kolonistenleben fortsetzen möchten. Es wird eine wichtige Aufgabe sein, sowohl die Erstgenannten ausnahmslos deutschen Kolonien zukommen zu lassen, nötigenfalls unter Gewährung von Ansiedlerunterstützungen für wenig bemittelte tätige Leute — denn kein Deutscher darf mehr eine



Sprung über 2,05 m in Ruanda. Unter dem Springer Dr. Kandt, Resident von Ruanda. Rechts Oberleutnant Keil (jetzt Major im Kommando der kaiserl. Schutztruppen).

fremde Nation vermehren helfen — als auch den Letztgenannten, deren Zahl nicht gering sein wird, eine Ansiedlungsmöglichkeit auf deutschem Kolonialboden zu bieten. Sollten sich die Pläne, aus den verzettelten Kolonien ein einheitliches Kolonialreich zu bilden unter Zusammenschluss der bisher getrennten Gebiete, verwirklichen lassen, dann wären die Ansiedlungsmöglichkeiten noch erheblich besser. Die künftigen Ansiedler im afrikanischen Kolonialreich, die dort Städte gründen, Kulturzentren für das geistige Leben bilden, dem Lande Wehr und Waffe sein würden, den Handel mit dem Mutterlande beleben, ihm Rohstoffe für seine Industrie erzeugen könnten, sollen uns ein deutsches Afrika erstehen lassen.

Ist die Auswanderungsfrage heute für Deutschland nicht mehr in dem Sinne drängend, als es gilt, Land für Massenauswanderung zu schaffen, so hat sie doch ihre Wichtigkeit insofern nicht im mindesten verloren, als es gilt, die fernere Entführung Deutscher ins Ausland zu verhindern und durch tüchtige Elemente die Kolonien zu einem echt deutschen Lande und zu einem nutzbringenden und verteidigungsfähigen Besitz zu verwandeln. Jeder tüchtige Deutsche wird in den Kolonien hoch willkommen sein.

Der zweite Grund, aus dem heraus unsere älteren Kolonialfreunde Kolonien erworben wissen wollten, war der grosse Betrag, den Deutschland für den Bezug von Kolonialwaren an das Ausland zahlen musste. Ihn wollte man sehr erklärlicherweise lieber eigenen Kolonien zugute kommen lassen, die diese Produkte in geeignetem Klima und Boden erzeugten. Reis kam zu uns aus Indien und Java; Kaffee aus Mittelamerika, Brasilien und holländischen Kolonien; westafrikanischer Kakao von der englischen Goldküste und der portugiesischen Insel São Thomé; Tabak aus vielen Überseegebieten. Viele Millionen wanderten so schon damals in fremde Taschen.

Das ist auch heute noch und mit Zunahme des Volkswohlstandes sogar in gesteigertem Masse der Fall. Wir zahlten 1913 für Reis, von dem 1840 auf den Kopf der Bevölkerung 0,18 kg entfiel, 1913 aber 3,56 kg, fast 104 Millionen an das Ausland, davon über 77 Millionen an englische Kolonien; für Kaffee 220 Millionen; für Kakao-bohnen 67, davon 23 Millionen an englische Besitzungen; für Tabak 135 Millionen. Einen grossen Teil dieser Produkte können wir in eigenen Kolonien erzeugen und so die Einfuhr aus dem Auslande einschränken. Deshalb sind sie uns auch heute noch genau so nötig wie zur Zeit ihrer Gründung.

Aber seit ihrer Gründung hat sich — ähnlich wie in der Auswanderungsfrage — der Gesichtspunkt verschoben, jedoch diesmal sehr zu unsern Ungunsten: der Tribut, den Deutschland an das Ausland zahlen muss, hat sich um das vielfache erhöht. In dem gleichen Masse sind Kolonien wertvoller für uns geworden. Diese erhöhte Tributleistung leitet sich daher, dass Deutschland sich seit den achtziger Jahren in einen gewaltigen Industriestaat verwandelt hat. Es bezieht heute nicht nur einige Kolonialwaren aus dem Auslande, für die es ruhig einige Millionen an dieses zahlen könnte. Es bezieht — mit Ausnahme von Kohle und etwas Eisen — auch alle die Rohstoffe, welche die deutsche Industrie verarbeitet und als Lieferantin der ganzen Welt in Form fertiger Waren wieder hinaussendet, aus fremden, meist tropischen oder subtropischen Quellen, die nach Gutdünken ihrer Eigentümer jeden Augenblick verstopft werden können. Unsere Textilindustrie braucht Baumwolle, Wolle, Seide und Jute; andere Industrien beziehen Erze, wie Kupfer, Zinn, Zink; andere wieder Häute, Kautschuk, Ölfrüchte, wie Erdnüsse, Sesam, Palmkerne.

Es lohnt sich, unsere Einfuhr an Industrierohstoffen an einigen Beispielen näher zu beleuchten. Sie lassen zugleich am besten erkennen, wie Deutschland mangels eigener Produktionsgebiete immer stärker und stärker in die Abhängigkeit von fremden Bezugsquellen gerät.

Eines der kolonialen Rohprodukte, dessen Verbrauch in Deutschland ständig anwächst, ist die Baumwolle. 1884 wurden nur 178,000 Tonnen Rohbaumwolle im Werte von 202,4 Millionen Mark eingeführt; zehn Jahre später waren es bereits 278,000 Tonnen, im letzten Jahre vor dem Kriege aber 478,000 Tonnen im Werte von 607 Millionen Mark. Von dieser gewaltigen Menge bezogen die deutschen Baumwollspinner 461,000 Tonnen aus den Vereinigten Staaten, den Rest hauptsächlich aus Ägypten und Indien. In Deutschland sind 11 Millionen Spindeln in Betrieb. Eine Million Arbeiter, der achte Teil der ganzen deutschen Industriearbeiterschaft, findet seinen Lebensunterhalt in der Baumwollverarbeitung. Das in der Baumwollindustrie festgelegte Kapital wird auf eine Milliarde

geschätzt. Wird uns die Zufuhr aus den auswärtigen Anbaugebieten gesperrt, was wird aus dieser, für das ganze Volksleben so wichtigen Industrie?

Ein anderes Beispiel: Kupfer. Dieses Erz ist zwar kein reines Kolonialerzeugnis. Aber sein Vorkommen z. B. in Deutsch-Südwest-Afrika und im belgischen Kongo erlaubt die Einreihung in diese. Deutschland gewinnt in den Mansfelder Kupferschiefergruben nur wenig Kupfer. Der Verbrauch in der deutschen Industrie aber ist gewaltig gestiegen und zwang zur Einfuhr von Rohkupfer im Betrage von 335 Millionen Mark. Der grösste Teil dieser Einfuhr kommt, wie die Baumwolle, aus Nordamerika, dem reichsten Kupferlande. Amerika bestimmt uns den Börsenpreis des Kupfers — — und wir müssen zahlen.

Ein drittes und letztes Beispiel. Der Hunger ist nicht nur der beste Koch, er ist während des Krieges auch der beste Aufklärer darüber gewesen, wie stark Deutschland in seiner Lebensmittelversorgung von andern Ländern abhängt. Die Fettkarte vor allem war es wohl, die hier am eindringlichsten gewirkt hat. Der menschliche Körper bedarf zu seiner Tätigkeit der Aufnahme einer bestimmter Menge von Fett; gerade der Fettverbrauch aber musste bis auf die äusserste Grenze herabgesetzt werden, und das ist nicht ohne Nachteil für schwächere Naturen geblieben. Nach Deutschland kamen 1913 für 721 Millionen Mark Öle und Fett liefernde Rohstoffe herein. Unter den letzteren nehmen tropische pflanzliche Ölfrüchte mit fast der Hälfte dieses Betrages eine hervorragende Stelle ein. Sie spielen in veredelter Form nach Entfernung der lästigen Fettsäuren als Margarine, Palmin, Palmona wegen ihrer Billigkeit eine nicht wieder zu verdrängende Rolle im deutschen Haushalte. Die Früchte der Kokos- und der Ölpalme müssen die teuren tierischen Fette wie Butter ersetzen. Sie aber stammen wieder zum grössten Teile aus englischen Kolonien. An der Einfuhr von Ölfrüchten ist nicht nur die Ernährung und Gesundheit unsres Volkes in lebhaftester Weise interessiert, sondern auch unsre Öl- und Seifenindustrie, die die Rohstoffe verarbeitet, wie unsre Landwirtschaft, die zur Ernährung des Viehes des Kraftfutters der Ölkernrückstände in grossen Mengen bedarf.

Alle die genannten kolonialen Rohstoffe: Baumwolle, Ölfrüchte, Kupfer, von vielen anderen wichtigen ganz zu schweigen, liefern die deutschen Kolonien, und werden sie in Zukunft in weitestem Umfange noch liefern, hoffentlich schon recht bald nach dem Kriege, wo die Rohstofflager bis auf die Neige erschöpft sein werden. Diese drei wie auch andere Beispiele zeigen unsere Abhängigkeit vom Auslande, die zu schweren Schädigungen in Stunden der Gefahr führen muss und nur durch den Besitz eigener Produktionsländer auszugleichen ist. Sind wir im Besitze

solcher, so fließt das deutsche Gold wieder in deutsche Taschen zurück und stärkt den Wohlstand des ganzen Volkes.

So bleibt auch die zweite Forderung, die zum Erwerb der deutschen Kolonien führte, noch heute in vollster Geltung. Aber ihr Sinn ist wesentlich erweitert: Wir brauchen nicht Kolonialland, um ein paar Kolonialwaren zu erzeugen, sondern um die gewaltigen Mengen unserer Industrierohstoffe zu gewinnen, ohne die Deutschland nicht mehr leben kann. Wir können sie nicht daher nehmen, woher wir sie gnadenweise bekommen. Unsre Bezugsquellen müssen gesichert, deutsch sein — am besten koloniale, denn in Kolonien allein lässt sich die Bewirtschaftung und Rohstoffgewinnung nach eignen Bedürfnissen einrichten. — — —

Die Bedeutung des Besitzes von Kolonien liesse sich auch noch nach anderen Richtungen hin erörtern, die ihren Nutzen in gleicher Weise klarstellen würden. So ihre Wichtigkeit für den Handel, ihre Wichtigkeit als politischer Faktoren zur Stärkung deutscher Macht in der Welt. — — —

Das törichte Wort eines bösen Geistes, dass der Deutsche zum Kolonisieren unfähig sei, hat dem kolonialen Gedanken schweren Schaden zugefügt. Mit diesem Worte deckte man den Mangel an Verständnis für den Wert einer kräftigen Kolonialpolitik fürsorglich zu, die ein Lebensnerv für Deutschland ist. Nur dreissig Jahre waren wir in der kolonialen Kinderschule, in der jedes andre europäische Kolonialvolk viel länger gesessen und in der jedes seine Fehler dutzendmal gemacht hat. Aber wir haben gelernt, — — und schnell gelernt; die Lehrzeit ist nicht nutzlos verstrichen. Die Kolonien blühten auf, langsam, denn das Mutterland beschäftigte sich viel zu wenig mit ihnen, aber beständig. Es war eine Freude, gerade in den letzten Friedensjahren allenthalben den verheissungsvollsten Aufschwung zu sehen, der ruckartig aufwärts führte. Weisse Ansiedler und eingeborene Bevölkerung lebten in Eintracht im Lande. Die Ernte, die sich einzustellen begann, hat der Weltkrieg vorläufig nicht zur Reife kommen lassen. Er hat die Friedensarbeit gestört; vieles muss neu erbaut werden. Unentmutigt wird Deutschland die Arbeit wieder beginnen. Die alten Kämpfer, die ihre zweite afrikanische Heimat im Kriege verteidigten, werden die Lehrmeister beim Neuaufbau sein. Und die jungen, frischen Kräfte, die schon auf dem Sprunge stehen, nach Afrika hinauszuziehen, werden den Bau zum Nutzen des deutschen Volkes vollenden helfen.

Allerlei Versuche in Afrika.

Von Sitzler, Oberleutnant der Kaiserl. Schutztruppe Kamerun, z. Zt. Davos.

«Ich muss mir ein neues Haus bauen!»
Der Entschluss stand heute felsenfest. Was war

das wieder für eine Nacht gewesen in dem elenden, alten Strohhaus, das früher als Rasthaus für Reisende auf der Strasse Garua-Logone gedient hatte, nunmehr in den Militärposten Fianga (Nordkamerun) mit einbezogen worden war. «So eine Schweinerei!» Erst hatten die Mäuse, die im Dach residierten, Brigadeexerzieren auf meinem Moskitonetz abgehalten, dann war nach Mitternacht ein Sandsturm gekommen, der durch die dünnen Mattenwände durchfegte, dass ich jetzt die Augen als Sandstreubüchsen benutzen konnte und zum Schluss hatte sich ein Tornado bemüht, die ganze Bude einzureissen, bis er schliesslich sich begnügte, nach Zurücklassung einer ordentlichen Pfütze Regen auf dem Bett des «Herrn Postenführers» andere Gefilde aufzusuchen. Das war ja beinahe so ekelhaft wie vorgestern, als ich in Kalfa unter einem Kapokbaum im Freien meine Schlafstätte aufgeschlagen hatte, auf dem die Aasgeier zu nächtigen gewohnt waren.

Mürrisch wurde das Frühstück in Angriff genommen. Spiegeleier, aber mit Sand. Der bedienende Boy machte auch so ein verknittertes Gesicht. Richtig, es war ja Montag — Blau-
montag —; ja, jetzt weiss ich's, ein Montag im November 1913. Na ja, da werden die Herren Soldaten — achtzehn zählte die Abteilung — auch wieder den Sonntag in den Knochen haben. Bis in die späte Nacht hinein war Tanz gewesen; ich hatte es ihnen ja nach der langen Reise gern gegönnt. Aber jetzt raus zum Exerzieren! — Ladeübungen! Donnerwetter, was für eine Bummel-
melei! «Wartet, ich werde Euch den Kater schon



Hausbau im Innern Afrikas.

austreiben.» Hinlegen! Sprung auf Marsch, Marsch! «So, jetzt Griffe!» Die Sache ging. — Ja, jetzt mit dem Haus? Also erst ein Plan. Gleich nach dem Exerzieren muss er ausgearbeitet werden. Luftig muss die Wohnung sein. Ein Zimmer genügt. Davor die Veranda mit schöner Aussicht. Platz erhöht, Lehmwände, Strohdach, aber diesmal regensicher. Die Ausführung bekommt der Gefreite Dina, der in Jaunde drunten schon etwas mit Europäerhäusern zu tun hatte. — «Himmel, Tommy, bist Du verrückt, glaubst Du, Dein Gewehr ist ein Wurfspieß? So ist das Anschieben zur Schulter, eins, zwei, drei und vier.» «Höre Jonny», wandte ich mich zum farbigen Unteroffizier, «achte nicht ausschliesslich auf den krummbeinigen Tzorro, der schliesst im Leben nicht die Knie.» — Gekränkt fuhr der tüchtige Exerziermeister auf die Abteilung los: «Schau her Du Buschneger!» und wirft das Gewehr in die Knochen, wie nur irgend ein altgedienter Gardist. «Tempo eins, Tempo zwei, Tempo drei!» Die Heerschar wird im Eifer mitgerissen. — Ach ja, zufrieden konnte ich mit meiner Abteilung schon sein; sie hat sich später auch im Kampfe bewährt. — «Exerzieren zu Ende!» — Arbeit im Garten, in der Ziegelei, beim Postenbau, im Pferdestall. — «Gefreiter Dina, ich brauche ein neues Haus. Das wird hier gebaut. Die Grundmauern sind so nach der Schnur auszuheben. Du bekommst vierzig Arbeiter, die Soldaten Baguttu und Friemann sind als Maurer zugeteilt. Die Arbeit beginnt sofort.» «Jawohl Massa, Du wirst zufrieden sein.»

Tag für Tag brachten nun die Träger Sand, Steine, Ziegel und Lehm. Mörtel zu bereiten war aus Mangel an Kalk unmöglich. Die Arbeit ging mir doch nicht rasch genug vorwärts, das Heranschaffen des Materials war zu umständlich. Nach uralter Neger Sitte wurde Alles stückweise, der Sand in durchrinnenden Körbchen, auf dem Kopf hergetragen, besonders schlaue Mohren benutzten dazu noch durchlöcherter. Also da musste etwas geschehen. Schön. Mit meinem beständigen Begleitsoldaten Majuka, der Grütze im Kopf hatte und eine Fuchsschwanzsäge aus irgend welchen schleierhaften Negergründen im eigenen Hause führte, setzte ich mich ins Benehmen. Der schnitt mir denn auch zwei schöne Rädchen — massiv — von einem 30 cm dicken runden gefällten Baumstamm ab — noch plump, aber für die Zukunft viel verheissend, die versah ich mit je einer Achse, alten Gewehrläufen. Das Hauptgestell nahm zwei ausgediente Seifenkisten auf. Hurrah für Fianga, die ersten modernen Schiebekarren im finstersten Afrika waren fertig. Feierlicher Augenblick der Einweihung! Zur Stelle Oberhäuptling Adaptusia, sämtliche Arbeiter. Der Herr Postenführer in höchst eigener Person erläuterte in beweglichen Worten den Nutzen der neuen Fördermethode und führte die Apparate praktisch vor. Sichtbares Staunen. Fröhliches Grinsen. Die Vorteile

wurden glatt anerkannt, die Rädchen insonderheit machten Spass. Erfolg glänzend, Nachahmer im Bewegen der Maschinen in schweren Mengen. Ich erwog den Weiterausbau des Unternehmens und zog mich zur Erledigung von schwebenden Gerichtsverhandlungen in mein «Geschäftszimmer» zurück. — Ach, dehnten die sich heute wieder in die Länge: Viehdiebstahl, Sklavenraub, Häuptlingsstreit. Na endlich! Ich besichtige die Bauarbeit. Singend kommen die Arbeiter eben mit ihren Bürden herauf. Nanu, wo sind die Schiebekarren? — Auf den Köpfen der ersten zwei, wie altgewohnt, balancieren meine Kunstwerke. Fröhlich drehen die Träger mit der Hand das Rädchen. Der Kehrreim des Liedes: «Oh wie ist der Massa klug» verscheucht mich ins alte Strohhhaus. Der Massa musste sich erst zurechtfinden, dass man mit alten Gebräuchen nicht von heute auf morgen brechen kann. — Oh Afrika!

Anlage einer Pflanzung in den Tropen

von Pflanzungsbesitzer Lehmann, Vizefeldw. d. R., z. Z. Davos.

Unsere tropischen Kolonien umfassen weite Gebiete, die heute nur zum kleinsten Teile der Landwirtschaft durch Eingeborene, die ihre bescheidenen Felder anlegen, auf denen sie ihre Ernährungsfrüchte anbauen, und durch deutsche Unternehmungen, die in Grossbetrieben Produkte für den Export erzeugen, erschlossen sind. Grosse Strecken dieser Länder sind heute noch bedeckt mit undurchdringlichem, verwachsenem Urwald, andere mit offenen, sonnigen Steppen oder lieblichen Baum- und Grassavannen, die von unzähligen Wildherden bevölkert sind. Diese, oft äusserst fruchtbaren Gebiete sind das Wirkungsfeld des Pflanzers. Hier soll er den unberührten Boden in Kulturland umwandeln und ihm Rohprodukte abgewinnen, deren wir in Europa unbedingt bedürfen, und die nur unter tropischer Sonne erzeugt werden können.

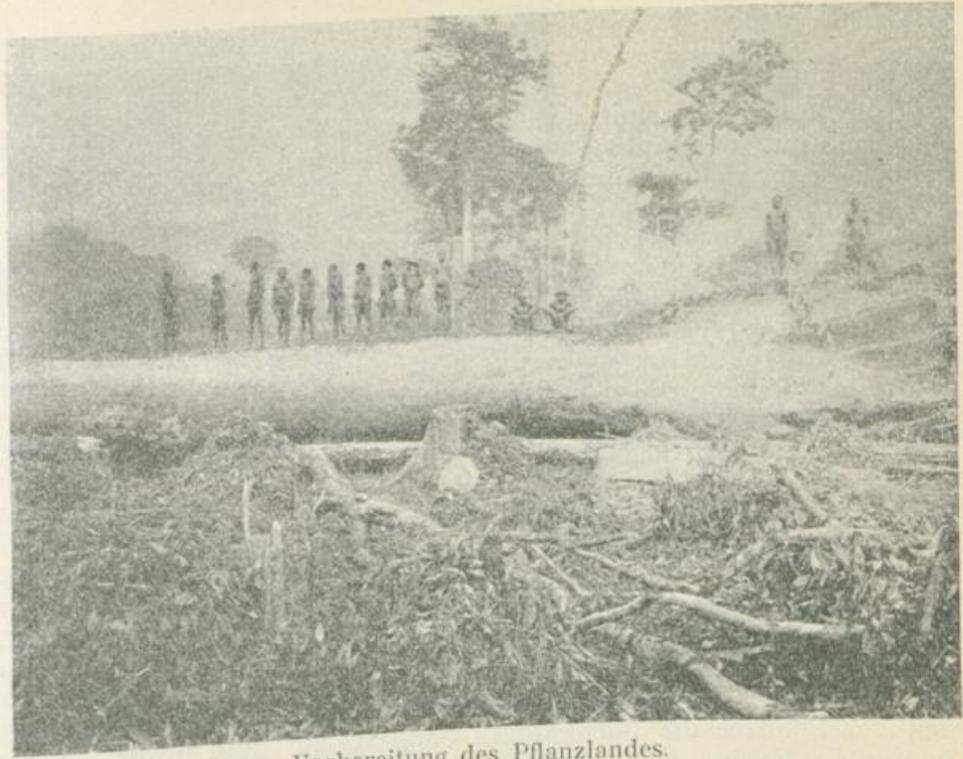
Die erste Sorge des Pflanzers ist die Auswahl des Landes. Hierbei geben ihm vorhandene Verkehrsstrassen die ersten Richtlinien. Weiter sind klimatische und Bodenverhältnisse zu erforschen, worüber zunächst die Beschaffenheit der Vegetation, je nach Art und Üppigkeit Aufschluss gibt. Auch geben die Kulturpflanzen auf benachbarten Eingeborenfeldern brauchbare Anhaltspunkte. Genaue Untersuchung des Bodens entscheidet sodann für die Auswahl des Landes.

Die Mindestgrösse einer Pflanzung ist von verschiedenen Gesichtspunkten abhängig. Einmal bedingt das tropische Klima für den Europäer Erholungsreisen nach Europa in Abständen von 2—3 Jahren. Dementsprechend müssten mindestens 2 Europäer in einem Pflanzungsbetrieb tätig sein, die einander vertreten können. Bei gleichzeitiger Arbeit beider Europäer soll anderseits die Pflanzung beiden volle Beschäftigung bieten. Ferner ist zu berücksichtigen, dass Ma-

schinenanlagen, die zur Aufbereitung der meisten Rohprodukte der tropischen Landwirtschaft — Baumwolle, Sisol, Kaffee, Kautschuk, Kakao etc. — erforderlich sind, durch eine entsprechende Erntemenge vollausgenützt werden. Hiernach ist das Pflanzungsge-
 lände auf mindestens 200 bis 300 ha zu bemessen. Der Bedarf an Arbeitern wird durch Tages- oder Monatsarbeiter aus der nächsten Umgebung oder durch angeworbene Leute aus entfernteren Gegenden mit langfristigen Kontrakten bis zu einem Jahre gedeckt.

Aus vorhandenem Material, rohen Stangen und Gras, Lehm oder Matten von Palmwedeln hergestellte Häuser bilden die erste einfache, aber ausreichende Unterkunft für den Europäer und die Arbeiter, bis die Zeit oder die Einkünfte erlauben oder klimatische Verhältnisse gebieten, feste und dauerhafte Gebäude aufzurichten. Jeder Arbeiter bekommt als Handwerkszeug Haumesser, Axt und Hacke, das er während seiner Verpflichtung auf der Pflanzung behält und in Ordnung halten muss.

Es beginnt nun die eigentliche Pflanzungsarbeit mit der Beseitigung des Waldes oder Busches. Kolonnen von schwächeren Arbeitern schlagen zunächst mit Haumessern Schlingpflanzen, Unterholz und Gras nieder. Ihnen folgen die stärksten Leute als Axtschläger, um die Bäume zu fällen, die schwerste Arbeit bei der Anlage einer Pflanzung. Handelt es sich doch darum, Urwaldriesen von 50—70 m Höhe, von ungeheurem Umfang und häufig von einer Härte des Holzes, wie wir sie in Europa nicht kennen, umzulegen. Diese Arbeit wird ausschliesslich mit der schweren Fällaxt verrichtet, weil die Form und die Ausmasse der grossen Bäume und die Schwierigkeit der Handhabung die Anwendung von Sägen verbietet. Bei dichten Urwaldbeständen erleichtert man sich oft die Arbeit in der Weise, dass man die Bäume nach der Seite der Fallrichtung nur bis zur Hälfte anschlägt und nachdem so eine gewisse Fläche vorbereitet ist, die letzten schweren Bäume ganz abschlägt und auf die vorderen halbgeschlagenen hinaufwirft. Durch das Gewicht und die Kraft der fallenden Bäume und die Verwachsung und Verschlingung der Baumkronen und Lianen wird alles zu Boden gerissen. Krachend und prasselnd bricht der ganze Wald zusammen. In Gegenden, wo Arbeiter schwer zu beschaffen sind, werden solche Waldabschnitte auch wohl



Vorbereitung des Pflanzlandes.

gesprengt. Alle stärkeren Bäume werden mit Sprengladungen versehen, die durch elektrische Zündung gleichzeitig ausgelöst werden. Es ist dieses Verfahren teurer wie der Axtschlag und wird deshalb nur selten angewandt. In Savannen und Buschländern bereiten diese Arbeiten bedeutend weniger Schwierigkeiten.

Liegt der Wald, so geht man daran, das wirt durcheinanderliegende Gehölz und Gestrüpp klein zu schlagen, in trockneren Gegenden so, dass alles möglichst klein gehauen am Boden liegt. Nach mehrmonatiger Austrocknung wird das Ganze aufgebrannt. Übrig bleibende Äste werden in Haufen geschichtet und nachgebrannt. Die grossen Stämme bleiben liegen. In regenreichen Gebieten dagegen werden Gestrüpp und Äste zwischen den Pflanzenreihen aufgeschichtet, wo sie im Laufe kurzer Zeit verfaulen. Die grossen Holzmassen, die auf diese Weise vernichtet werden, und die in Europa einen hohen Wert haben würden, sind in unseren tropischen Kolonien meist wertlos. Entweder es fehlen Transportmittel ganz oder sie sind zu kostspielig, um für Abtransport von Holz nutzbar zu sein. Nur das wenige, was für den Hausbau und die Möbelfabrikation verwendet werden soll, entgeht der Vernichtung.

Wir kommen nun an einen Punkt, wo die weiteren Arbeiten für verschiedene Kulturen auseinandergöhen. Und zwar unterscheiden wir zwischen mehrjährigen Kulturen — meist Baumkulturen — wie Kakao, Kaffee, Tee, Kautschuk, Kokospalmen, Ölpalmen, Kazotz und Sisalhanf, und einjährigen Kulturen, die jedes Jahr neu gepflanzt werden müssen und eine jährliche Beackerung erfordern, Tabak, Baumwolle, Erdnüsse, Safran, Reis, Mais etc.

Für die erstere Kulturart, bei der nur in bestimmten grösseren Abständen einzelne Pflanzen auf das Feld kommen sollen, ist die rohe Vorbereitung des Landes mit dem Aufbrennen und Aufsetzen des Gestrüpps beendet. Die Baumstubben können stehen bleiben, auch stören die herumliegenden grossen Stämme den weiteren Betrieb der Pflanzung nicht. Die Pflanzstellen werden nun abgesteckt und gleichzeitig die notwendigen Pflanzungswege festgelegt, die zu gelegener Zeit ausgebaut werden können. Wo erforderlich, ist bei der Anlage der Wege die später einzurichtende Feldbahn, die aus der Pflanzung zum Wirtschaftshof ein gleichmässiges, leichtes Gefälle haben soll, zu berücksichtigen.

An den Pflanzstellen hebt man für einige Kulturen Pflanzlöcher aus, deren Tiefe verschieden ist. Die Löcher bleiben einige Wochen offen stehen, damit die Witterung auf den Boden einwirkt und werden mit dem alten Boden, der mit Dünger versetzt wird, wieder aufgefüllt.

Selten werden die Samen direkt auf der Pflanzstelle ausgelegt. Für die meisten Kulturen zieht sich der Pflanzler die notwendigen Sämlinge in Saatbeeten heran. Diese werden in ähnlicher Weise angelegt wie die des Gärtners oder Forstmanns in Europa, doch sind die jungen Sämlinge durch Schattendächer vor zu starker Sonnenbestrahlung zu schützen. Nach genügender Entwicklung verpflanzt man häufig die Pflänzchen in Pflanzkörbe, die von verschiedenem Material hergestellt werden. Erst wenn sie in diesem angewachsen sind und gute Entwicklung zeigen, kommen sie mitsamt den Körbchen, die im Boden bald verrotten, an ihren Standort.

Für Baum- und Strauchkulturen ist damit die Anlage der Pflanzung in der Hauptsache beendet. In den folgenden Jahren wachsen die Pflanzen zur Ertragsfähigkeit heran. Die Pflanzungsarbeiten beschränken sich auf Fernhalten von Unkraut. Diese Zeit benutzt der Pflanzler zum Bau von Häusern, die zur Aufnahme kommender Ernten dienen sollen, und zur Anlage von Aufbereitungsanstalten.

Eine weit intensivere Vorbereitung der Felder ist notwendig für einjährige Kulturen, Baumwolle, Tabak, Reis, Mais, Erdnüsse, Sesam-Bohnen und viele andere. Um die jährlich erforderliche Bearbeitung des Bodens mit Pflug und Egge durchführen zu können, müssen nach dem Rohschlag auf dem Felde sämtliche Stubben, Wurzeln und Baumstämme entfernt werden, wozu neben Hacke und Axt auch Sprengmittel benutzt werden. Das Land wird dann in Quartiere eingeteilt, die bei beabsichtigter Pflugkultur nicht zu klein bemessen werden dürfen, und gleichzeitig werden Wege angelegt. Die sorgfältigste Rodung erfordert das Pflügen mit Ochsenbespannung, während Motor- und Dampfpflüge auch ziemlich starke Wurzeln bewältigen. In Gegenden, wo Viehhaltung wegen Vorkommens der Tsetsefliege nicht möglich ist, wendet man auf kleineren Pflanzungen meist

Hackkultur an. Das Land ist genau so sorgfältig vorzubereiten wie der Acker des europäischen Landmannes.

Wenn man auch bei der ersten Bestellung von einer Düngung absehen kann, so ist doch in späteren Jahren eine Ersatzdüngung anzuraten. Die Saat erfolgt je nach Kultur als Reihensaat oder Dippelsaat, entweder mit Maschinen oder mit der Hand. Während der folgende Monate, der Wachzeit der Pflanzen, ist das stark wuchernde Unkraut möglichst bald zu beseitigen. Gleichzeitig sind die notwendigen Gebäude und Anlagen herzustellen.

Die Kosten einer Pflanzungsanlage mit mehrjährigen Kulturen, die erst nach einer Reihe von Jahren Ernten liefern, belaufen sich einschliesslich der Gebäude und Aufbereitungsanlagen auf 600—100 M. für den Hektar. Da einjährige Kulturen bereits im ersten Jahre Erträge abwerfen, kann mit geringeren Anlagekosten gerechnet werden. Als Gewinn rechnet man durchschnittlich mit einer Verzinsung des Anlagekapitals von 15%. Tabakspflanzungen erfordern grössere Kapitalien und bringen höheren Gewinn.

Mitteilungen.

Die Kolonialbeilage, welche heute in ihrer ersten Nummer vorliegt, erscheint alle 14 Tage als Beilage zur betreffenden Nummer der Deutschen Internierten-Zeitung. Sie ist bestimmt, in alten Afrikanern Erinnerungen an frühere Zeiten wachzurufen und ihnen Wissenwertes zu übermitteln, den Nichtafrikanern aber Anschauliches zu bieten aus dem Leben und der Arbeit in den Kolonien ferner neue Kräfte zu werben für den Wiederaufbau unseres Kolonialreichs. Die Kolonialbeilage wird auch den in Holland und Dänemark Internierten zugänglich gemacht werden, so dass daraus ein gemeinsames Bindeglied zwischen den Angehörigen unserer verschiedenen Kolonien, die in neutralen Ländern interniert sind, einerseits und der Heimat andererseits geschaffen wird.

Zur Mitarbeit an der Kolonialbeilage werden alle Kolonialdeutschen hiermit gebeten. Abhandlungen wirtschaftlicher Art, Skizzen, Reiseschilderungen, Erlebnisse sind stets willkommen. Erwünscht ist, dass die Aufsätze nur so lang sind, dass Fortsetzungen sich nicht notwendig machen.

Die Bogen sind nur einseitig zu beschreiben!

K. S.

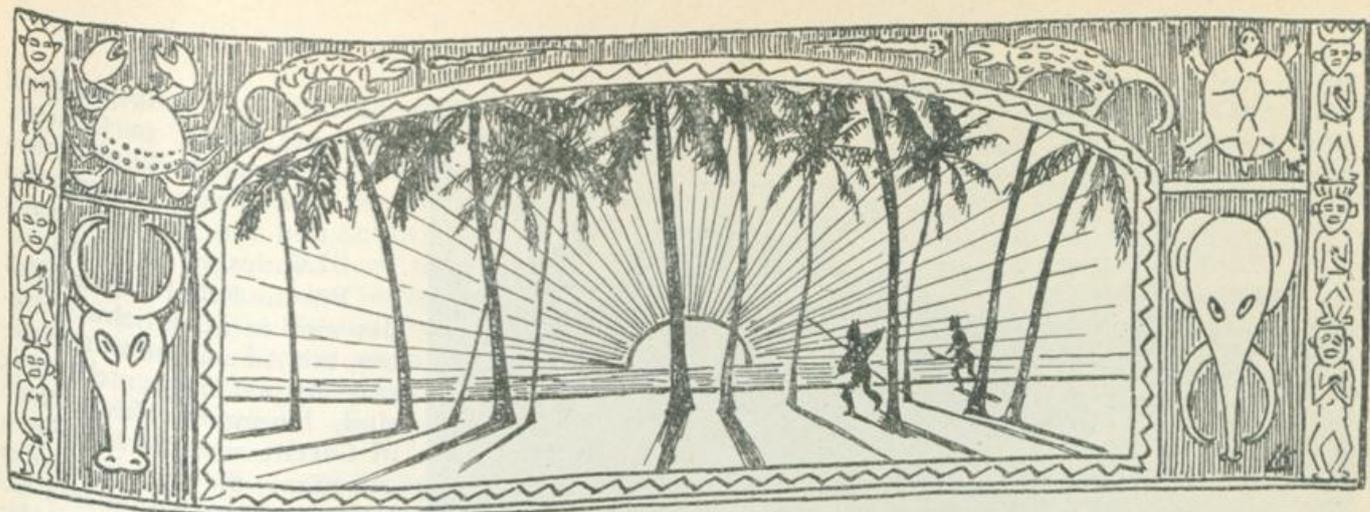
Die Kolonialbeilage nimmt auf Anzeigen von Veränderungen im Leben der Kolonialdeutschen wie Verlobungen, Verheiratungen, Geburten usw. zu dem mässigen Preise von Fr. 3.— für $\frac{1}{8}$ Seite.

Anfragen.

Ostafrikaner, denen etwas über das Schicksal folgender Personen bekannt ist, werden gebeten, dies an die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft, Abteilung für Gefangenenfragen, Sektion I. E. zu melden:

- a) Kapitänleutnant d. Res. Farmer Niemeyer und Frau Erika, geb. Holtzendorff, früher auf Weruweru (Moschi);
- b) Wachtmeister d. Ldw. Ernst Milewsky, eingezogen zur Schutztruppe für Deutschostafrika, soll im April 1917 gefallen sein;
- c) Reinhard oder Reinhold Manniger, Diplomingenieur, Artillerieoffizier der Schutztruppe für Deutschostafrika, soll verwundet sein bei Oucki.

K. S.



KOLONIALBEILAGE

ZUR DEUTSCHEN INTERNIERTEN-ZEITUNG

UNTER MITARBEIT DER LEHRANSTALT FÜR
INTERNIERTE KOLONIALDEUTSCHE/DAVOS

Nr. 2.

Aufgaben und Ziele der kolonialen Forstwirtschaft.

Von Forstassessor Schuppius, Leutn. d. R.,
z. Zt. Davos.

Mit der zunehmenden wirtschaftlichen Erschliessung unserer Schutzgebiete machte sich auch das Bestreben geltend, ihren Reichtum an Wald und verwertbaren Hölzern festzustellen, um durch deren Ausnutzung die finanzielle Lage des betreffenden Schutzgebietes zu verbessern und gleichzeitig einen Einblick in seine forstlichen Verhältnisse und die zu ihrer Verbesserung etwa notwendigen Massnahmen zu gewinnen. Neben seiner Eigenschaft als Einnahmequelle hat der Wald ja noch seine besondere Bedeutung als Wasserspeicher, als Schutzwald an Steilhängen, in Gebirgen und in allen Gegen-

den, in denen er einen günstigen Einfluss auf die so wichtige dauernde Wasserführung der Flüsse ausüben kann. Um derartigen Aufgaben aber gewachsen zu sein, muss der Wald eine genügend grosse Ausdehnung haben. Für europäische Verhältnisse nimmt man im allgemeinen die Bewaldungsziffer Deutschlands,

das zu rund 25% von Wald bedeckt ist, als die in jeder Beziehung vorteilhafteste an, und man wird nicht fehlgehen, wenn man einen ähnlichen Prozentsatz auch für tropische Verhältnisse als richtig bezeichnet. Wie steht es demgegenüber mit den wirklichen Verhältnissen in unseren afrikanischen Schutzgebieten, mit denen wir uns hier ausschliesslich beschäftigen wollen, da in den Südseegebieten in forstlicher Hinsicht noch so gut wie nichts geschehen war?



Löschen von Lasten bei Nassa (Viktoria-Nyansa).

Wasserspeicher, als Schutzwald an Steilhängen, in Gebirgen und in allen Gegen-

Hinsicht noch so gut wie nichts geschehen war?



Südwestafrika ist mit Ausnahme des tropischen Nordens frei von Wald im eigentlichen Sinne, wenn man von dem lichten Steppenwald absieht, der in seinem nördlichen Teil vorkommt.

In Ostafrika ist Urwald nur auf ganz kleine Gebiete beschränkt, die meist in den Gebirgen liegen; ausserdem sind grosse Teile des Landes von dem sog. Myombowald bedeckt, einem lichten, nicht sehr hohen Walde, dem schwerlich grosse schützende Wirkungen beigemessen werden können.

In Togo liegen die Verhältnisse ähnlich, nur dass hier der lichte Wald fehlt; an seiner Stelle stockt eine mitunter sehr dichte Baumsteppe.

Nur Kamerun weist einen grösseren Reichtum an Wald auf, der aber ungünstig verteilt ist, da er sich auf einen bis 150 km breiten Gürtel an der Küste und auf den Süden des Landes beschränkt, während der grösste Teil des Landes waldlos oder doch nahezu waldlos ist.

Bei dieser Lage der forstlichen Verhältnisse findet noch mit Ausnahme von Kamerun ein ständiger Rückgang des Waldes statt, der durch die Kulturen der Eingeborenen und Europäer, sowie durch die jährlich wiederkehrenden Grasbrände bedingt wird.

Durch das eben kurz Angeführte sind die Aufgaben der Forstwirtschaft klar vorgezeichnet. Sie bestehen

1. in der Erhaltung des Waldes, soweit sie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen vereinbar ist, oder aus sonstigen Gründen nötig wird,
2. in der möglichst intensiven, aber nachhaltigen Ausnutzung der vorhandenen Waldbestände, und

3. in der Neubegründung von Wald, in Gebieten, in denen die klimatischen Verhältnisse es gestatten und die Bedürfnisse des Landes es erfordern.

Für die Erhaltung des Waldes sind in allen Schutzgebieten, mit Ausnahme von Kamerun, wo sie noch nicht nötig sind, besondere Massnahmen in Gestalt von Verordnungen getroffen, die entweder den Holzeinschlag besonderen Bestimmungen unterwerfen oder aber den Wald wegen seiner schützenden und wirtschaftlichen Bedeutung der freien Verfügung entziehen und ihn als Waldreservat oder als Schutzwald unter die Aufsicht der Regierung stellen.

In dem holzarmen Südwestafrika regeln besonders strenge Bestimmungen den Holzeinschlag. Nur aus ganz

besondern Gründen darf hier ein Baum gefällt werden. Bei den geringen Holzbeständen des Landes und der zunehmenden Besiedelung durch Europäer sind solche Massnahmen durchaus notwendig.

In Togo ist im Jahre 1912 eine Verordnung erlassen, welche die Regierung ermächtigt, alle als Schutzwald in Frage kommenden Waldungen unter besondere Aufsicht der Regierung zu stellen und das Nutzungsrecht der Eigentümer, der Eingeborenen, unter Umständen gegen Entschädigung einzuschränken oder ganz aufzuheben. Im Gegensatz zu den noch zu erwähnenden Waldreservaten Ostafrikas bleibt hier der Wald im Eigentum der Eingeborenen. Solche Schutzwaldungen können ihre Aufgabe, einen gewissen Schutz auszuüben, natürlich nur dann erfüllen, wenn sie günstig gelegen sind und eine hinreichende Grösse haben.

Bei Ausbruch des Krieges hatte erst ein solcher Schutzwald ausgeschieden werden können, der im Bezirk Misahöhe lag und eine Grösse von etwa 400 ha hatte.

Besonders viel war zum Schutze des Waldes in Ostafrika geschehen durch die Bildung der sogenannten Waldreservate. Diese treten als Kronland in das Eigentum der Regierung; Eigentums- oder Nutzungsrechte der Eingeborenen an diesen Waldungen werden durch Entschädigung abgelöst. 1913 hatten diese Waldreservate bereits eine Grösse von rund 742,000 ha; in dieser Fläche ist zweifellos auch ein grosser Teil Myombowald, der wegen seiner ziemlich lichten Stellung zwar keinen grossen Wert als Schutzwald haben dürfte, aber als Nutzwald mit seinen bis 20 m hohen Bäumen doch eine gewisse Bedeutung hat.

Kamerun hat noch keine Massnahmen zum Schutze des Waldes. An der Küste und im Süden ist er im Übermasse vorhanden und erneuert sich dank der günstigen Regenverhältnisse und des guten Bodens ohne Zutun des Menschen, ja häufig gegen dessen Willen; das Hinterland ist zwar sehr waldarm, aber noch nicht erschlossen genug, um forstliche Massnahmen notwendig und durchführbar erscheinen zu lassen.

Was nun die Ausnutzung des Waldes in den Schutzgebieten betrifft, so sind wir darin noch nicht weit gediehen. Erstes Erfordernis dafür sind brauchbare Verkehrswege, mögen es nun schiffbare oder flössbare Flüsse, feste Strassen oder Eisenbahnen sein. Von einer hinreichenden Erschliessung durch solche Verkehrswege sind wir aber noch weit entfernt.

Ostafrika zeigt darin ziemlich gute Bedingungen, da das eine seiner Hauptwaldgebiete, Kilimandjaro und Meru, von der von Tanga ausgehenden Bahn erschlossen ist, zu der Kleinbahnen, eine Drahtseilbahn und gute Strassen geeignete Zubringerwege bilden. Hier haben sich denn auch grössere Unternehmungen bilden können, die unter anderm auch die dort vorhandenen Zedernbestände nutzen.

Forstlicher Nutzung unterliegen auch die grossen Mangrovebestände der Küste, die von See aus zugänglich sind; hier wird neben Bau- und Brennholz besonders die wertvolle, gerbstoffreiche Rinde gewonnen.

In Kamerun sind die tief in das Land hineingehenden Krieks, die in ihrem Unterlauf z. T. schiffbaren Flüsse und neuerdings auch die Bahnen einer forstlichen Nutzung des Küstenwaldes sehr günstig; es ist aber zu bedenken, dass alle diese Verkehrswege nur ein beschränktes Gebiet zu beiden Seiten erschliessen und zwischen aus Mangel an Zubringerstrassen grosse Strecken ungenutzt liegen bleiben müssen. An und für sich ist der kameruner Urwald reich an wertvollen Holzarten und wird bei hinreichender Erschliessung eine grössere Ausfuhr und damit für das Schutzgebiet eine wertvolle Einnahme bringen.

Togo ist für seine Grösse und im Vergleich mit den andern Schutzgebieten recht gut erschlossen, aber gerade das Hauptwaldgebiet im Norden des Misahöhebezirks entbehrt noch des Anschlusses an eine Bahnlinie oder eine Automobilstrasse. Flüsse kommen wegen ihrer meist geringen Wasserführung und des Wassermangels in der Trockenzeit für einen Holztransport auf

grössere Strecken nicht in Frage. Die 13 km westlich Nuatjä gelegene Aufforstung Haho-Balvè ist von einem recht ausgedehnten Uferwald umgeben, dessen Erschliessung durch eine Feldbahn nach der Bahnstation Nuatjä erfolgt ist und dessen Nutzung bei Ausbruch des Krieges gerade begonnen hatte. Das hier gewonnene Holz sollte auf einem in Lome zu errichtenden Sägewerk verarbeitet und von dort auf den Markt gebracht werden.

Die Nutzung der Waldungen unserer Schutzgebiete ist meist mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Ein grosser Nachteil, besonders des kameruner Urwaldes, ist der grosse Artenreichtum der Bestände, der es bewirkt, dass dieselbe Holzart nur in wenigen Vertretern auf der Flächeneinheit vorkommt. Diese einzelnen Bäume mitten durch den Urwald an die Abfuhrwege zu rücken, erfordert viel Arbeit und beträchtliche Kosten, zumal es sich meist um sehr starke Stämme handelt. Das Bestreben muss daher darauf gerichtet sein, nicht nur diese wenigen Edelhölzer zu nützen, sondern möglichst alle auf der Flächeneinheit stehenden hiebsreifen Stämme. Eine Verwendung wird sich für die meisten Holzarten leicht finden lassen. Ferner muss man an die Ausnutzung des Waldes mit allen Mitteln der Technik, Feldbahnen, Dampfwinden und Sägewerken herangehen und sich durch die anfänglichen Kosten nicht abschrecken lassen. Der Erfolg wird dann nicht ausbleiben, zumal wenn gleichzeitig dafür gesorgt wird, dass in der Heimat die aus unseren Schutzgebieten stammenden Hölzer vor den ausländischen bevorzugt werden.

Die Wirtschaftsform für die Nutzung des Waldes muss in Gegenden mit geringen Nieder-



Forstwirtschaft.

schlägen, in denen sich der Wald nur mühselig der vordringenden Steppe erwehrt, der sog. Plenterwald sein, d. h. die nutzbaren Stämme werden unter Schonung des Jungwuchses und der noch nicht hiebsreifen Stämme in einer Weise herausgeschlagen, dass der Boden durch den Restbestand hinreichend gedeckt ist. Findet sich dann Jungwuchs nicht auf natürlichem Wege, so muss künstlicher Anbau durch Saat oder Pflanzung eintreten. In dem regenreichen Urwaldgebiet von Kamerun empfiehlt sich der einfacheren Nutzung halber Kahlschlag, da sich hier der Wald sehr schnell von sich aus verjüngt. Wenn sich auch zunächst nur ein aus Weichhölzern bestehender sekundärer Wald bilden wird, so finden sich doch bald durch Anflug von im Urzustand erhaltenen Nachbarorten aus die wertvollen Harthölzer wieder ein.

Das Ziel der Ausnutzung der Waldungen muss zunächst sein, den Eigenbedarf des Schutzgebiets zu decken und es von der Einfuhr auswärtigen Holzes unabhängig zu machen, für das vor dem Kriege jährlich beträchtliche Summen aufgewendet wurden, die besser dem Schutzgebiet selbst zugute gekommen wären. Geeignete Holzarten, seien es Weich- oder Harthölzer, sind mit Ausnahme von Südwestafrika überall vorhanden, und es handelt sich nur darum, sie in brauchbarem Zustand auf den Markt zu bringen und das Misstrauen gegen ihre Verwendbarkeit zu beseitigen, was sich am besten dadurch erreichen lässt, dass in den Werkstätten und bei Bauten der Regierung grundsätzlich nur Hölzer aus dem Schutzgebiet verwendet werden.

Ergeben sich nach Deckung des Eigenbedarfs noch Holzvorräte, die, ohne die Nachhaltigkeit zu gefährden, genutzt werden können, so kommt die Ausfuhr in Frage, wie sie in Kamerun in grossem Umfange möglich ist. Viele der bisher in Deutschland aus Amerika eingeführten Hölzer sind durch entsprechende aus unsern Schutzgebieten zu ersetzen. Dass das bisher noch nicht in dem wünschenswerten Umfange geschah, lag daran, dass die Holzverarbeitung in den Tropen noch nicht genügend ausgebildet war, um brauchbare Hölzer in genügenden Mengen auf den Markt zu bringen, dass diese Hölzer häufig in schlechtem Zustand nach Hause kamen und dass infolgedessen bei den Holzverarbeitenden Gewerben eine gewisse Abneigung gegen ihre Verwendung bestand.

Wir kommen nun zu der dritten Aufgabe der Forstwirtschaft, der Neubegründung von Wald. Grundbedingung dafür ist eine gewisse Regenmenge, die nicht unter etwa 800 mm im Jahr sinken darf. Gerade die langsam sich entwickelnden und in den ersten Wochen sehr empfindlichen Holzpflanzen sind von dem Regen in ihrer Jugend abhängiger als die nur 1 Jahr ausdauernden Pflanzen der Landwirtschaft, die rasch tiefgehende Wurzeln treiben und schneller den Boden decken, womit einer Austrocknung

desselben mehr vorgebeugt wird. Will man die Neubegründung von Wald rentabel gestalten, so muss sie so billig wie möglich ausgeführt werden. Düngung und künstliche Bewässerung, die in der Landwirtschaft eine so grosse Rolle spielen, sind im forstlichen Betrieb der Kosten wegen unmöglich; die Natur allein muss hier mit möglichst geringer Nachhilfe des Menschen wirken.

Aus diesem Grunde kommt das grösstenteils sehr regenarme Südwestafrika für Forstkulturen höchstens im Norden in Frage.

Kamerun bedarf im Süden und an der Küste keiner künstlichen Waldbegründung. Dagegen würde es in dem waldarmen Hinterland ratsam sein, Forstkultur zu versuchen, besonders in Gegenden, in denen mit schiffbaren Flüssen oder spätern Bahnen zu rechnen ist. Bei derartigen Unternehmungen muss man stets bedenken, dass die aufgewendeten Ausgaben nicht sofort sich bezahlt machen, sondern dass bis zum Eingang von grösseren Erträgen Jahrzehnte vergehen und erst spätere Generationen die Früchte unserer Arbeit ernten werden. Das darf aber nicht vor solchen Ausgaben abschrecken; denn wenn auch von dem aufgewendeten Kapital zunächst keine baren Einnahmen entspringen, so besteht doch eine Art Verzinsung in dem jährlichen Zuwachs des begründeten Bestandes und der damit verbundenen Wertsteigerung. In den Genuss dieser Zinsen treten wir erst mit dem Zeitpunkt, in welchem der Bestand zum Hiebe kommt, was in den Tropen schätzungsweise 60—80 Jahre dauern wird.

Ostafrika ist anscheinend einer Aufforstung grösseren Stils nicht sehr günstig, denn es sind bisher erst etwa 700 ha aufgeforstet worden. Die Haupttätigkeit der Forstleute hat sich dort der Bildung der schon erwähnten Waldreservate und Anbauversuchen mit verschiedenen Holzarten zugewandt.

In dem waldarmen Togo ist der Aufforstung von Anfang an die grösste Aufmerksamkeit geschenkt worden. In seinem mittleren Teil sind die Regenverhältnisse für derartige Unternehmungen noch als ziemlich günstig zu bezeichnen. Hier war es denn auch, wo zwischen den Flüssen Haho und Balvè westlich des schon erwähnten Nuatjä eine etwa 25,000 ha grosse Fläche für Aufforstungszwecke ausgeschieden wurden, von denen bei Ausbruch des Krieges bereits rund 2000 ha mit gutem Erfolg in Kultur gebracht worden war. Aufforstungen haben ebenso wie Schutzwaldungen nur dann einen Nutzen, wenn sie auf grosser, zusammenhängender Fläche erfolgen, denn nur in diesem Falle kann der aus ihnen entstehende Wald die von ihm verlangten Schutzwirkungen ausüben und lohnt sich seine wirtschaftliche Ausnutzung.

Im Gegensatz zu dem artenreichen Urwald wird hier ein Wald erzogen, der von nur wenigen wertvollen Holzarten gebildet wird und damit auf der Flächeneinheit ungleich höhere Werte

liefert sowohl hinsichtlich des Geldertrages als auch der Masse nach. Zugleich erleichtert dieser artenarme Wald die Pflege des Bestandes und seine spätere Nutzung, die am besten im Kahlschlag erfolgen würde.

Bei der Ausführung der Kulturen hat sich das heimische Verfahren der Saat in 30 cm breite Hackstreifen sehr bewährt. Bei einigermaßen günstigen Regenverhältnissen war es sicher und dabei ausserordentlich billig. Die vorhandenen Steppenbäume wurden als Schirmbäume erhalten und sollten bei den späteren Durchforstungen mit entfernt werden. Infolge ihrer lichten Belaubung schädeten sie auch den älteren Nutzbäumen nicht, deren Entwicklung die besten Hoffnungen berechtigt erscheinen liess.

So sahen wir bei Beginn des Krieges auch die Forstwirtschaft in entschiedener Aufwärtsbewegung begriffen. Dem hat der Krieg ein jähes Ende gemacht, und man wird wahrscheinlich genötigt sein, von vorn anzufangen; aber es sind doch schon soviel Erfahrungen gesammelt worden, dass man mit einem raschen Vorwärtsgen nach Eintritt des Friedens rechnen kann. Grosse Aufgaben werden dann auch den Forstleuten gestellt werden, aber der Erfolg wird ihnen auch nicht fehlen. Und das ist das Schöne bei der Arbeit in Afrika, dass er schneller und sichtbarer eintritt als in Europa.

Der Übertritt der Kameruner Schutztruppe auf das spanische Munigebiet.

Aus einem Vortrage des Sergeanten Petersen der kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun.

Es brannte wieder an andern Fronten, vor allem im Westen an der Mittellandbahn und der grossen Strasse nach Taunde. Der Osten musste die erhaltene Verstärkung wieder hergeben.

Zu alledem nahte sich jetzt das Gespenst der Munitionsnot. Der Bestand an guten Originalpatronen war nahezu erschöpft, und die in Taunde hergestellte « Ersatzmunition » wurde von Sendung zu Sendung schlechter. Diese Taunde-Patronen waren teils mit Schwarzpulver, teils mit einem andern minderwertigen Sprengstoff geladen und mit einem Blei- oder Zinkgeschoss, das aus Plomben, Badewannen u. dgl. gegossen wurde, versehen. Grosse Schwierigkeiten machte bei den unzureichenden Mitteln auch die Herstellung der Zündhütchen. Leider war dieser mit vieler Mühe hergestellte Ersatz im Felde durchaus unbrauchbar, irgendwelche Wirkung war von ihm nicht zu erwarten, selbst der Knall wirkte

durch die Zaghaftigkeit nur ermutigend auf die Feinde. Denken Sie sich in die Lage der deutschen weissen und farbigen Soldaten, die mit solcher Munition in den Taschen den stürmenden Gegner erwarten. Da heisst es: Zähne zusammenbeissen! Vor allem für den Europäer, nach dem alles andere sich richtet.

Neben der Munitionsnot ging der Verpflegungsmangel her. Alle eingeführten Lebensmittel, wie Kaffee, Tee, Zucker, Butter, Schmalz, Milch und Mehl mussten durch einheimische, wie Maiskaffee, Palmöl und Bananemehl, ersetzt werden. Selbst das Salz ging zu Ende und wurde in fast ungeniessbarer Qualität aus der Asche von Gräsern und Agaven hergestellt.

Der Gesundheitszustand der Truppe verschlechterte sich, Strapazen, Entbehrungen und Mangel an Medikamenten wirkten kräftezersetzend. Waren am Anfang zehn und zwölf Europäer bei einer Kompagnie gewesen, so waren es im Oktober 1915 nur noch vier und fünf. Viele waren gefallen, noch mehr aber durch Krankheit körperlich zusammengebrochen. —

Im November 1915 brach die letzte und grösste Offensive der Feinde auf allen Seiten gleichzeitig los. Diesen neuen Sturm konnte die geschwächte kleine Truppe mit ihrer Ersatzmunition nicht mehr aufhalten, aber sie schlug sich bis zum äussersten. Die braven schwarzen Soldaten! Wie auch sie geblutet haben für die deutsche Waffenehre, wie auch sie gefallen sind, damals, November-Dezember 1915!

Noch immer gelang es der einen oder andern Abteilung, einen Erfolg zu erringen, aber an der Gesamtlage wurde dadurch nichts mehr geändert. An allen Fronten, besonders aber im Westen und Osten, drang die fünffache Übermacht der Feinde vor. Und um das Unglück voll zu machen, flog Mitte Dezember ein Hauptteil der Munitionsfabrik in Taunde in die Luft. Damit war das Schicksal der Kolonie besiegelt. Die von Duala



Maschinengewehr in Soppo (Kamerun).



Am Akangarn Ruanda (D. O. A.).

aus längs der Hauptstrasse sich vorkämpfenden verbündeten Franzosen und Engländer standen mit ihren Panzerwagen schon dicht vor Taunde, dem Sitz der Regierung und des Kommandos, da berief der Gouverneur einen Kriegsrat ein, in dem beschlossen wurde, in Anbetracht der Munitionsnot und des schlechten Gesundheitszustandes die Verteidigung aufzugeben und den Durchbruch in das spanische Gebiet im Süden zu versuchen.

Am 1. Januar 1916 wurde überall im Norden, Osten und Westen die Fühlung mit dem Feinde gelöst, der allgemeine konzentrische Rückzug begann. Ende Januar stand bereits die ganze Schutztruppe mit ihrem Anhang in der Nähe der spanischen Grenze.

Die Feinde erkannten unsere Absicht, in das neutrale Gebiet überzutreten, bald, ausserdem erfuhren sie sie von den durch einen Parlamentär ihnen übergebenen Gefangenen. So machten sie denn verzweifelte Anstrengungen, uns den Weg zu verlegen. Die grosse Beute, nicht so sehr an Waffen und Kriegsmaterial als an Gepäck, und vor allem die Aussicht, den Gouverneur zu fassen, lockte sie und trieb sie vorwärts. Umsonst! Wo sie versuchten, in die Rückzugslinie von der Flanke aus einzudringen, wurden sie blutig zurückgeschlagen, und wo sie sich schon vor uns eingekistet hatten, wurden sie im Sturm vertrieben. Viele der Unsrigen mussten ihr Leben noch lassen, aber der Erfolg war der Opfer wert. Keine einzige deutsche Abteilung wurde abgeschnitten, der Triumph des Sieges ward dem Gegner geraubt. Mitte Februar 1916 befand sich die gesamte Schutztruppe mit Anhang auf spanischem Gebiet. —

Es lässt sich leicht sagen: «Die Schutztruppe von Kamerun trat in neutrales Gebiet über.» Und doch, welch eine Summe von Anstrengungen, Entbehrungen, von Überlegung, Überwachung, Kampf und Tod schliesst der kleine Satz ein. Bedenken Sie, es handelte sich nicht um eine durch die feindlichen Linien brechende Soldatenabteilung von 4000 Mann, sondern um ein ganzes Volk von 18,000 Männern, Weibern und Kindern, das in die Verbannung zog.

Ich führe Ihnen hier Bilder vor Augen, die Ihnen zeigen, dass wir Deutschen uns die Anhänglichkeit und Treue unserer Schutzbefohlenen bis in den Tod zu erwerben gewusst haben.

Sehen Sie, wir Deutsche, die jahrzehntelang die unumschränkten Herren gewesen waren, traten vor unsere schwarzen Söldner, vor unsere Arbeiter, unsere Diener hin und sagten: «Leute, die Feinde sind stärker als wir, wir müssen unser Land verlassen. Dort unten im Süden, weit von hier, wohnen Freunde von uns. Nehmt eure Weiber und Kinder und folgt uns dorthin. Ihr Soldaten, bahnt uns den Weg! Ihr Träger, tragt unsere Lasten! Ihr Bediente, sorgt für unsere leiblichen Bedürfnisse!»

Welch eine Zumutung! Und doch, sie folgten alle, alle: Männer, Weiber und Kinder. Sie litten Hunger, sie wurden schwach, aber sie marschierten, — marschierten Tag um Tag. Keiner wusste, wohin es ging, niemand hatte das fremde Land je gesehen, aber sie folgten ihren Weissen, folgten, wenn sie auch Freunde und Geschwister, Weiber und Kinder unterwegs begraben mussten. Weiter! — Weiter! Der schmale Weg wurde steil und steinig, die Sümpfe zwischen den Bergen waren nicht überbrückt und schier unüberschreitbar, die Hungersnot wurde zum Hungerstod. Menschen und Pferde brachen zusammen, — «es geht nicht mehr!»

Doch dann kamen die Europäer, blass, mager, aber mit funkelnden Augen. Und ihre Herzen erhärtend in dieser Not, trieben sie mit unerbittlicher Energie die Erschöpften weiter: «Vorwärts, vorwärts! Wir müssen an die Küste. Dort sind wir gerettet, aber hier im toten Urwalde gehen wir alle zugrunde.»

Und es ging weiter; selbst hier in dieser letzten Phase erlahmte die Ergebung der Schwarzen ihren alten Herren gegenüber nicht. Den Zusammenbrechenden bedeckten die Vorübermarschierenden mitleidig mit grünen Zweigen, als

letzten Dienst, —
zum Schutz gegen
Fliegen und Aasvögel.
Dann aber weiter, —
weiter! —

Das war der grosse Rückzug durch das unwegsame, verpflegungsarme Spanisch-Guinea, der grosse Rückzug, der unvergesslich bleiben wird für jeden, der dabei war. Und unvergesslich bleiben wird der Augenblick, da sich vor dem wandernden, zum Tode erschöpften und geschwächten Volke — der Wald öffnete und — der weite Ozean in schimmernder Bläue vor ihm lag.

«Das Meer! Das grosse Wasser!» Wie ein Jubelruf durchflog die Reihen. «Das Meer ist da, unsere Weissen haben uns nicht belogen, wirklich, wir sind an dem grossen Wasser. Wir sind gerettet!»

— — Das ist das Bild, das ich Ihnen zeigen wollte. Und jetzt nur noch einige Worte. Die Schutztruppe mit Anhang wurde von den Spaniern nach der Insel Fernando Poo geschafft, Mitte April legte der Dampfer mit dem letzten Schub vor Santa Isabel an. Allen Trägern, Bedienten und nicht zur Truppe gehörenden Leuten wurde es dagegen freigestellt, in ihre Heimat zurückzukehren, und viele von ihnen wanderten wirklich der Küste folgend nach Kamerun zurück, nachdem sie ihre Herren an den Dampfer geleitet hatten.

Bei der internierten schwarzen Truppe wurden etwa 80 Deutsche gelassen, unter deren Aufsicht die Soldaten sich ihre Dörfer und Farmen anlegten. Alle übrigen Europäer, etwa 800, wurden zur Internierung nach Spanien gebracht. Das war das Ende.

Oder nein, nicht das Ende. Zu derselben Zeit, als die Kameruner ihre Heimat verliessen, flatterte noch hoch oben im Norden ihres Landes die schwarz-weiss-rote Flagge auf einer unzugänglichen Bergfeste: Mora!

Zweimal von den Engländern, zweimal von den Franzosen bestürmt und — unbezwungen!



Tanzende Pagen am Hofe des Mussinga Fuhí von Ruanda.

Nachdem aber das ganze Land dem Feinde überlassen war, zog auch Hauptmann von Raben oben auf Mora sein Fähnlein ein und ergab sich in Ehren.

Das war das Ende!

Prüfung der Anwärter auf

die Stellen der Assistenten der 2. Klasse an der Lehranstalt für internierte Kolonial- deutsche in Davos.

Diese Prüfung konnte gerade noch rechtzeitig stattfinden, ehe auf Grund der Berner Vereinbarungen betr. Heimschaffung der 18-Monat-Gefangenen die Mehrzahl der Schüler Davos verlässt. Das Prüfungsergebnis war ausserordentlich erfreulich. Nach vorheriger schriftlicher Prüfung (4 Arbeiten) unterzogen sich die 15 Anwärter vom 13—14. Juni der mündlichen Prüfung, an deren Schluss allen Bewerbern das Bestehen der Prüfung verkündet werden konnte. Zweien konnte das Gesamturteil «mit Auszeichnung bestanden» gegeben werden (Tepper und Wolfmiller), vier erhielten «gut» (Barth, Gerski, Mehling, Patschke), neun «ausreichend» (von Barion, Gardain, Giese, Hoffmann, Kossak, Neemann, Röeder, Schwabe, Wendt). Auf Grund der bei der Prüfung zutage getretenen Kenntnisse schlug der Prüfungsausschuss ausserdem vor, den Prüflingen mit «gut» die Dauer der als Vorbedingung für die Anstellung als Assistent zweiter Klasse vorgesehenen praktischen Dienstzeit zu verkürzen, den Prüflingen «mit Auszeichnung» sie beträchtlich zu kürzen.

Diese Prüfung mit der für den Dienst als Fleischbeschauer in den Schutzgebieten, die erst kürzlich von über 20 Internierten abgelegt wurde, zusammengenommen, haben nunmehr über ein Viertel der Schüler der

Koloniallehreanstalt ausser dem allgemeinen Gewinn des Wiederauffrischens und der Vertiefung der Kenntnisse, sowie des Austausches der Erfahrungen auch einen sehr praktischen Erfolg aus dem fleissigen Besuch der Lehrgänge der Schule gehabt. Der gut vorbereitete Assistent wird nach dem Kriege in den Schutzgebieten ein nicht unwichtiger und willkommener Beamter sein, aber das «gut vorbereitet» ist dabei zu unterstreichen. Die für eine gute Vorbereitung durchzuarbeitenden Gebiete und der anzueignende Wissensstoff sind so umfangreich und mannigfaltig, dass nur der regelmässige Besuch eines Lehrgangs im Gouvernementsdienst die Aussicht auf Zulassung zur Prüfung begründet. Eine einwandfreie dienstliche und ausserdienstliche Führung versteht sich ausserdem von selbst. Das obenerwähnte Ergebnis der ersten Assistentenprüfung zeigt aber, wie gut das Ziel während der Internierung erreicht werden kann, und wird hoffentlich der Lehranstalt weitere geeignete Bewerber zuführen. Zwar begründet das Bestehen der Prüfung keinen Anspruch auf Anstellung im Kolonialdienst; aber die Prüfung ist vom Reichskolonialamt genehmigt, Vorsitzender und Mitglied des Prüfungsausschusses von ihm abgeordnet, so dass die weitestmögliche Berücksichtigung der Prüflinge bei der dienstlichen Verwendung in den Schutzgebieten (die Prüfung gilt für alle Schutzgebiete) sicher ist.

Internierte Leser dieses Berichts, die sich für den Dienst in den Schutzgebieten geeignet glauben und bereit sein würden, die Unterbeamtenprüfung in einem Lehrgang der Koloniallehreanstalt anzustreben oder die sich in freien Berufen der Laufbahn in den Schutzgebieten widmen wollen (auch dafür ist eine gute theoretische Vorbereitung unbedingt geboten), können Näheres über die guten Berufsaussichten auf Anfrage durch die Leitung der Lehranstalt in Davos oder bei der Abteilung G der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Bern erfahren. Denn es ist beabsichtigt, auch nach der Heimkehr der gegenwärtigen Besucher der Anstalt, sie mit den alten Zielen, wahrscheinlich an einem andern Orte, fortbestehen zu lassen.

Die Ausbildung zerfällt in einen theoretischen und einen praktischen Teil, ersterer mit Einführung in Stationsdienst, Polizeidienst, Eingeborenenbehandlung, Bureauarbeiten, Rechnungswesen und Materialienverwaltung. Der praktische Teil vermittelt die Grundlagen der in Betracht kommenden Handwerke (Hochbau mit Materialienkunde, Holzgewinnung und -bearbeitung, Zimmerei, Tischlerei, Schmiederei, Schusterei, Wassergewinnungs- und -leitungsanlagen, Wege- und Brückenbau, Fleischbeschau, Vermessen, Gartenbau und Bedienung von Motoren), ausserdem eine Einführung in Gesundheitslehre. Der Lehrgang dauert 5—6 Monate.

K.

Mitteilungen

der

Lehranstalt für internierte Kolonialdeutsche.

In der Zeit vom 1. Mai bis Anfang Juli findet an der Lehranstalt eine Vortragsfolge, veranstaltet von Professoren des Hamburgischen Kolonial-Instituts statt, die in gedrängter Form einen Überblick über die wichtigsten Gebiete unseres kolonialen Wissens geben soll.

Es werden folgende Vorlesungen stattfinden:

- 1.—6. Mai: Professor Dr. Keutgen:
Probleme der neuesten Kolonialgeschichte.
- 7.—18. Mai: Professor Dr. Rathgen:
1. Vergleich der Kolonialpolitik der wichtigsten Völker.
2. Der Einfluss des Krieges auf die Weltwirtschaft.
- 27.—31. Mai: Professor Dr. Tschudi:
Allgemeine Islamkunde mit besonderer Berücksichtigung des islamischen Rechts.
- 1.—6. Juni: Professor Dr. Thilenius:
Allgemeine Völkerkunde mit besonderer Be-

rücksichtigung der afrikanischen Völker (mit Lichtbildern).

- 7.—12. Juni: Professor Dr. Voigt:
Nutzpflanzen der Weltwirtschaft, ihre Erzeugnisse und Kultur (mit Lichtbildern und Film).
- 13.—18. Juni: Direktor Dr. Neumann:
Koloniale Viehzucht und die ihrer Förderung dienenden Massnahmen (mit Lichtbildern und Demonstrationen).
- 19.—24. Juni: Professor Dr. Meinhof:
1. Die Erforschung der afrikanischen Sprachen.
2. Afrikanische Religionsformen.
- 25.—29. Juni: Professor Dr. Gürich:
Geologische Bilder aus Afrika (mit Lichtbildern).
- 1.—10. Juli: Professor Dr. Perels:
1. Kolonial-Verfassung und Verwaltung.
2. Kolonial-Recht.

Professor Dr. Rathgen wird 8—10 Stunden, Professor Dr. Perels 12 Stunden, alle anderen Herren je 10 Stunden vortragen. Die Vorlesungen werden im allgemeinen vormittags von 9—11 Uhr stattfinden.

Der regelmässige Besuch der Vorträge wird auf Wunsch bescheinigt werden. Nähere Auskünfte werden vormittags zwischen 10 und 12 Uhr im Geschäftszimmer der Kolonial-Lehranstalt erteilt.

Eifler, Leiter der Lehranstalt.

Mitteilungen.

Mit dem Zivilinternierten-Schub vom 4. Mai um 8 Uhr abends kamen nach Bern aus belgischer Gefangenschaft auf dem bisher von Ostafrika-Gefangenen noch nicht zurückgelegten Wege über Daressalam—Aden—Port-Said—Malta—Marseille:

Frau Regierungsrat Keller mit ihrem 4 jährigen Söhnchen;

Frau Distriktskommissar Werner mit 4 jährigem Töchterchen;

Rotekreuz-Schwester Kläre Haass.

Auf dem Weg über den Kongo war mit dem gleichen Schub eingetroffen:

Missionar-Ehepaar Jessen mit 3 Kindern.

Die Damen hatten einen Angriff unserer U-Boote im Mittelmeer auf den aus 20 Dampfern bestehenden stark gesicherten Geleitzug glücklich überstanden. Am Sonntag, den 5. Mai, 5 Uhr früh mussten sie zur Grenze weiter.

Nach der neuesten vom Reichskolonialamt eingegangenen Mitteilung ist Gouvernements-Sekretär Unteroffizier der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutschostafrika Rudolf Metzler in englische Gefangenschaft geraten und seit dem 2. Dezember 1917 in Daressalam untergebracht. Über das Ergehen seiner Familie ist nichts bekannt.

K. S.

Zur achten Kriegaanleihe wurden seitens 91 in der Schweiz internierte Kolonialdeutsche aus Löhnungsguthaben 29,700 Mark gezeichnet.

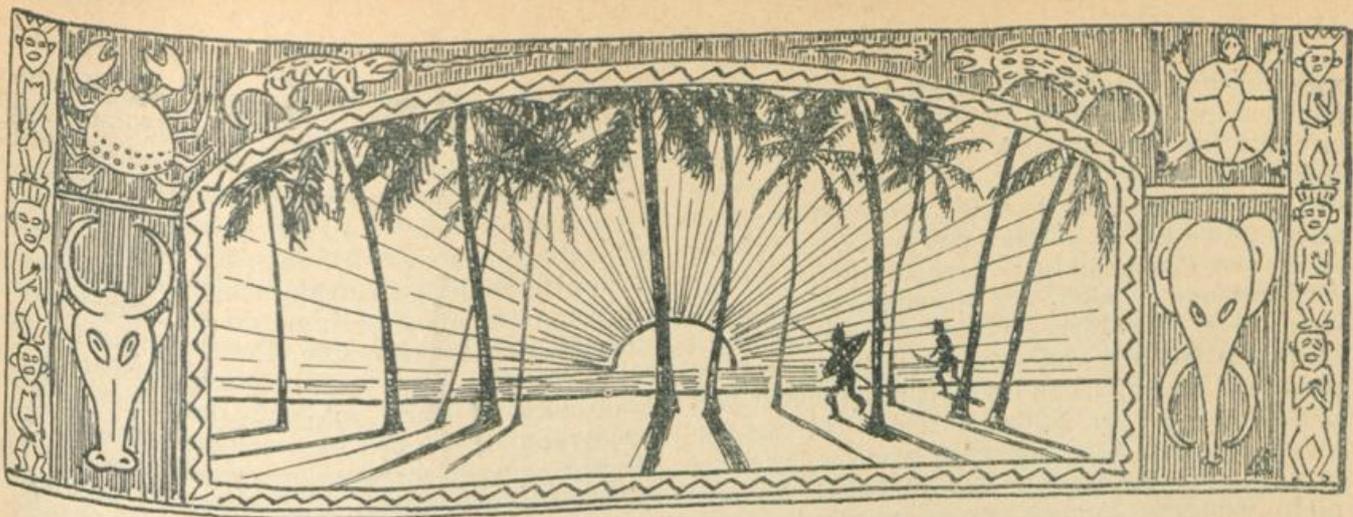
Anfragen.

Ostafrikaner, denen etwas über das Schicksal folgender Personen bekannt ist, werden gebeten, dies an die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft, Abteilung für Gefangenenfragen, Sektion I. E. zu melden:

- a) Kapitänleutnant d. Res. Farmer Niemeyer und Frau Erika, geb. Holtzendorff, früher auf Weruweru (Moschi);
- b) Wachtmeister d. Ldw. Ernst Milewsky, eingezogen zur Schutztruppe für Deutschostafrika, soll im April 1917 gefallen sein;
- c) Reinhard oder Reinhold Manniger, Diplomingenieur, Artillerieoffizier der Schutztruppe für Deutschostafrika, soll verwundet sein bei Oucki.
- d) Frau Antonie Hoffmann mit Kindern. Letzte Nachrichten vom 31. März 1917 aus Kilowa.

K. S.

Deutsche Internierten-Druckerei, Bern.



KOLONIALBEILAGE

ZUR DEUTSCHEN INTERNIERTEN-ZEITUNG

UNTER MITARBEIT DER LEHRANSTALT FÜR
INTERNIERTE KOLONIALDEUTSCHE / DAVOS

Nr. 3.

Die deutsche Kolonialverwaltung. Die Anfangs- und Lehrjahre.

Von Leutnant Stange, komm. Bezirksamtman
aus Togo, zurzeit Davos.

Unter den heute bestehenden europäischen Kolonialvölkern blicken die meisten auf eine Jahrhundertelange Erfahrung in kolonialen Dingen zurück. Auf Grund dieser Erfahrungen sind sie zu den jetzt bestehenden Methoden der Kolonisation gelangt. Nur einige wenige Nationen, unter ihnen auch Deutschland, sind bis in die jüngste Zeit nicht im Besitze von Kolonien gewesen. Die kleinen Versuche aus alt-preussischer Zeit sind natürlich für die moderne Kolonialpolitik ohne allen Belang. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn unsere Kolonialpolitik in der ersten Zeit ihrer praktischen Betätigung — also in den Jahren von 1884 an — nicht gerade grosse Erfolge aufzuweisen hatte.

Zunächst begannen wir mit einer falschen Voraussetzung. Wenn man die öffentliche Meinung in Presse und Reichstag der achtziger Jahre verfolgt, so findet man, dass die Agitation für die Schaffung eigener Kolonien durchweg folgendermassen begründet wurde: jährlich gibt das Reich so und so viele Millionen für Kolonialwaren aus, d. h. für Kaffee, Tee, Tabak, Gewürze usw. All dieses Geld geht in das Ausland. Wenn wir eigene Kolonien hätten, könnten wir diese Waren aus ihnen beziehen und so das Geld im Lande behalten. Die Zeit hat nun gelehrt, dass die wirtschaftliche Bedeutung Afrikas nicht in der Produktion sogenannter feiner Kolonialwaren liegt — dass dafür vielmehr die Kolonialgebiete anderer Kontinente, vor allem

Asiens, besser geeignet sind —, sondern dass in Afrika die dort kolonisierenden Nationen mit grosser industrieller Wirtschaft die Erzeugung der von ihnen benötigten industriellen Rohstoffe in eigene Hand nehmen können. So kam es, dass die Entwicklung von Plantagen zur Erzeugung der genannten Kolonialwaren nicht glücklich war und sich daraus sehr bald eine ungünstige Auffassung im Deutschen Reiche über die wirtschaftliche Bedeutung unserer Kolonien breit machte. Man muss aber, um diese Ansicht richtig zu würdigen, nicht vergessen, dass in den achtziger Jahren Deutschland fast noch reiner Agrarstaat war, der Getreide und Fleisch exportierte und der damals kaum Hunger nach industriellen Rohstoffen hatte.

Aus dieser Eigenschaft als Agrarstaat rührte es auch her, dass Deutschland nach seiner nationalen Einigung zunächst keinen Bedarf für seinen Bevölkerungsüberschuss besass und die jährliche Auswanderungsziffer so erschreckend stieg: bis zu 200,000 Menschen wanderten jährlich zu Anfang der achtziger Jahre aus, — das achtfache der Auswanderungsziffer von 1911/12! Dieser Umstand trug wesentlich dazu bei, den kolonialen Gedanken zu fördern, indem man hoffte, einen grossen Teil dieser Auswanderer in unsere Kolonien ableiten zu können. Man hätte sich allerdings schon damals sagen müssen, dass jedenfalls das tropische Afrika aus klimatischen Gründen für eine europäische Besiedelung in nennenswertem Umfange nicht in Frage kommen konnte.

Aber — das müssen wir heute gestehen — die wirtschaftsgeographischen Kenntnisse waren damals, als wir Kolonialmacht wurden, nicht nur in weiten Kreisen, sondern auch an den

massgebenden Stellen so gering, wie wir es uns heute kaum vorstellen können. Es mag nur erinnert werden an das Wort des damaligen Reichskanzlers v. Caprivi, der einige Jahre nach der Erklärung der deutschen Schutzherrschaft über Südwest-Afrika erklärte, er wolle der Kolonie noch ein Probejahr gewähren, bevor er andere Massnahmen — d. h. die Abtretung an England — erwäge. Die Idee, dass in einem Jahre sich in einem Gebiete von den eigenartigen geographischen, klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, wie es Südwest-Afrika ist, wesentlich ändern könnte, zeugt von so geringer Kenntnis in kolonialen Dingen, dass wir uns nicht wundern können, wenn an den nachgeordneten Stellen ähnliche Zustände herrschten.

Eine weitere Folge der geographischen Unkenntnis der Kolonien war, dass die kolonialpolitischen Massnahmen lediglich unter Berücksichtigung der Küstenverhältnisse getroffen wurden, und dass man nicht wusste, dass Afrika im Innern fast überall grössere Werte enthält, dichter bevölkert, fruchtbarer und gesunder ist, als an der Küste. Man hielt daher viel zu lange an der Idee fest, dass sich schon irgendwie grössere kolonialisatorische Erfolge an der Küste zuwege bringen lassen würden, und auch, als eine Reihe erfahrener Kolonialleute immer dringender auf die Notwendigkeit von Erschliessungsbahnen hinwiesen, konnten sie ihre Ansichten bei der grossen Masse und bei den Mitgliedern des Reichstages nicht durchsetzen.

Der grösste Fehler, der wohl in der anfänglichen Kolonialpolitik gemacht wurde, war jedoch der, dass Bismarck versuchte, die Verwaltung der neu erworbenen Kolonien privilegierten Handelsgesellschaften zu überlassen. Bismarck ging dabei von dem Gedanken aus, dass er das Reich, das in seinen Entwicklungsjahren ausserordentlich starke Ausgaben für innere Organisation hatte, nicht auch noch mit den Kosten der Kolonialverwaltung und der Erschliessung der neu erworbenen Gebiete belasten dürfe. Er hat dies verschiedentlich ausgesprochen, es vor allem in seiner kolonialen Programmrede vom 26. Juni 1884 vor dem Reichstage klar entwickelt. Er sagte damals, dass er in Übereinstimmung mit seinem Könige die Verantwortung für die Entwicklung der Kolonien dem Unternehmungsgeiste der deutschen seefahrenden und Handel treibenden Bevölkerung überlassen wolle. Er denke dabei an die ruhmreiche Vergangenheit der Englischen Ostindischen Kompagnie und beabsichtige, das Regieren der Kolonie zugleich den Interessenten im wesentlichen zu überlassen. Er schloss seine Rede: «Im übrigen hoffe ich, dass der Baum durch die Tätigkeit der Gärtner, die ihn pflanzten, auch im ganzen gedeihen wird, — und wenn er es nicht tut, so ist die Pflanze eine verfehlt und es trifft der Schaden weniger das Reich, sondern die Unternehmer, die sich in ihren Unternehmungen vergriffen haben.»

Der praktische Erfolg des Bismarckschen Gedankens war nicht ermutigend. Von den verschiedenen Gesellschaften, die ins Leben traten, um die Kolonien neben ihrer Ausnutzung zu verwalten, ist keine recht zu produktivem Leben gelangt. In den westafrikanischen Schutzgebieten gelang die Bildung staatsähnlicher Organisationen überhaupt nicht. Für Kamerun und Togo wurde alsbald nach den ersten Erwerbungsakten im Oktober 1884 ein Syndikat aus den beteiligten Hamburger Firmen gebildet, das zunächst die Regierung beriet und dessen Beteiligung an der Regierung weiterhin geplant war. Jedoch ist es hierzu nie gekommen. — — In den Satzungen der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika war die Ausübung der staatlichen Hoheitsrechte allerdings vorgesehen, die Gesellschaft hat auch eine zeitlang eine eigene Truppe auf ihre Kosten unterhalten, doch ist es zur eigentlichen Ausübung der Hoheitsrechte nicht gekommen, und zwar im wesentlichen wegen der Abneigung der Gesellschaft selbst, die Lasten der Verwaltung auf sich zu nehmen.

Hingegen ist es in dem grössten afrikanischen Schutzgebiet Ost-Afrika und in Neu-Guinea zur Verwirklichung der Bismarckschen Pläne gekommen. Doch zeigte sich auch hier, dass auf die Dauer die Gesellschaften den grossen verantwortungsvollen Aufgaben, sei es in finanzieller, militärischer oder administrativer Beziehung, nicht gewachsen waren. So reichten in Ost-Afrika die Kräfte und Mittel der Gesellschaft nicht aus, als es zu dem grossen Aufstand der Araber im Jahre 1888 kam, und alsbald musste das Reich mit seiner Marine, mit Landtruppen und mit der Aufwendung staatlicher Geldmittel eingreifen. Von da an hat die Reichsregierung sich veranlasst gesehen, die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen, und durch Vertrag vom 20. November 1890 verzichtete die Gesellschaft förmlich auf die Ausübung der ihr übertragenen Hoheitsrechte. Doch behielt sie noch einige öffentlich-rechtliche Befugnisse, so das Recht, eigene Münzen zu prägen, und vor allem das Recht des alleinigen Eigentumserwerbes an herrenlosen Grundstücken in einem grossen und wichtigen Teile der Kolonie. Auch diese Rechte, die sich später als ausserordentlich nachteilig für die Entwicklung der Kolonie erwiesen, sind sämtlich und endgültig im November 1902 abgeschafft worden.

Der Neu-Guinea Kompagnie war eine längere Frist gegeben, ihre administrative Kraft zu beweisen, und kriegerische Verwicklungen traten hier nicht ein. Indessen stellte sich auch hier heraus, dass sie ihrer Aufgabe in administrativer und finanzieller Hinsicht nicht gewachsen war. 1889—92 kam es zu einer Einigung zwischen Reich und Gesellschaft, wonach kaiserliche Beamte die Verwaltung auf Kosten der Gesellschaft ausübten. Danach übernahm die Gesellschaft wiederum die Verwaltung, ohne nunmehr aus den Schwierigkeiten herauszukommen, — und

nach langwierigen Verhandlungen, die immer wieder an den grossen Entschädigungsforderungen seitens der Kompagnie scheiterten, erfolgte endlich, im Oktober 1898, die Übertragung der Hoheitsrechte auf das Reich. Als Abfindung erhielt die Gesellschaft ein Kapital und die Berechtigung, Land in gewissem Umfange für sich in Besitz zu nehmen.

So hatte Bismarck das Gegenteil von dem erreicht, was er erreichen wollte. Anstatt dem Reiche finanzielle Opfer für die Entwicklung und Verwaltung der Kolonien zu ersparen, wurde das Reich durch die Abfindungssummen belastet, die den bevorrechtigten Gesellschaften gezahlt werden mussten. Mancherlei hätte mit diesen Summen für die Aufschliessung und Sicherung der Schutzgebiete getan werden können. Aber nicht nur das: eine Unsumme von Land- und Bergrechten der Gesellschaften hat sich bis auf den heutigen Tag zum Nachteile des allgemeinen Interesses fortgeschleppt. Bei der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwest-Afrika haben wir es nach der Entdeckung der Diamantenfelder erleben müssen, welche Verluste für das Reich nach einem Vierteljahrhundert noch daraus entstanden, dass eine Gesellschaft, deren Gründung mit einem ganz geringfügigen Kapital erfolgt war, so weitreichende Berechtigungen besass, dass sie den Hauptgewinn aus den Diamantenfeldern in ihre Taschen stecken konnte.

Ein Vorwurf kann gegen Bismarck wegen dieser Art der Kolonialpolitik nicht gemacht werden. Denn es waren die ersten Schritte auf einem ganz neuen Gebiet. Man kann sogar annehmen, dass nach den ganzen innerpolitischen Verhältnissen die Erwerbung von Kolonien nicht hätte durchgesetzt werden können, wenn man nicht von der Voraussetzung ausgegangen wäre, dass auf diese Weise die finanzielle Kostendeckung durch andere als das Reich garantiert gewesen wäre. Wie schon erwähnt, hat Bismarck bei der von ihm verfolgten Politik die kolonialen Gründungen älterer Kolonialmächte im Auge gehabt und in seiner programmatischen Reichtagsrede auf die Ostindische Gesellschaft ausdrücklich hingewiesen. Ja, er konnte sich sogar darauf berufen, dass zur gleichen Zeit die Engländer mit zwei neuen privilegierten Gesellschaften die Kolonisation in Teilen Afrikas begannen, nämlich in Süd-Afrika mit der rhodesischen Chartered Company und in Nigerien mit der Royal Niger Company. Aber die Verhältnisse waren für die Bildung solcher Gesellschaften in England ganz andere als in Deutschland. In England bestand schon damals ein alteingesessener, gefestigter und gewaltiger Reichtum, der die grossen finanziellen Anfangsopfer zu tragen imstande war, während die deutsche Finanzkraft, wie wir sie heute kennen, damals erst in der Entwicklung begriffen war und das deutsche Kapital ein seiner Grösse ausreichendes Feld zu Betätigung im Mutterlande fand. Das überreichliche englische

Geld verlangte dagegen nach Arbeit im Ausland und in Übersee. Aber — ganz abgesehen von diesen für England günstigeren Verhältnissen — musste auch England einsehen, dass wenigstens für das tropische Afrika das System der privilegierten Gesellschaften nicht zweckmässig war. An die Stelle der Niger Company ist hinsichtlich der Verwaltung sehr bald die Kronkolonie getreten.

Seit Ende 1898 wird daher in sämtlichen deutschen Schutzgebieten die Staatshoheit durch das Reich selbst ausgeübt.

Siedler.

Von R. Am. Brodersen, Unteroffizier der kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, zurzeit Davos.

Voraussetzung ist, dass unsere Kolonien aus dem Gewirr der Kriegsziele gerettet werden, und nicht dies allein, sondern auch, dass wir darin unsere Stellung noch erheblich verbessern können. Eine Abrundung, ein Zusammenhang, ein möglichst Ganzes zu erhalten, um uns zukünftig vor den schweren Sorgen zu bewahren, die uns durch das Abschneiden der Rohprodukte, der Nahrungsmittel erwachsen, und auch durch die Drohung unserer Feinde mit dem Wirtschaftskrieg noch bedrängen, ist das Ziel, welches wir erreichen müssen.

Die Abrundung ist nicht so zu verstehen, als ob wir nur ein einziges, zusammenhängendes Kolonialgebiet besitzen oder erwerben wollen. Allerdings in erster Linie liegt hierin unser Bedürfnis. Aber unsere Interessen liegen nicht nur auf einem Punkt unseres Erdballs, sondern überall, und in Verbindung mit einem grossen Zentralkolonialgebiet den Zusammenhang dieser verbreiteten und volkswirtschaftlich absolut nötigen Interessenssphären zu erstreben, sind wir besonders gezwungen, wenn uns der bisher eingenommene Platz in der Welt gesichert bleiben soll.

Geht diese Voraussetzung und das Mehr, wonach wir streben, in Erfüllung, dann harret unser eine Aufgabe, an die sich bisher der Deutsche nur schwerfällig heranzumachen wagte. Diese Aufgabe ist die Besiedelung eigener Kolonien.

Ganz früher haben sich Deutsche viel in fremden Ländern und zur allgemeinen Wohlfahrt dieser Länder angesiedelt. Damals gab es noch keine deutschen Kolonien. Aber selbst als Deutschland sich auch in die Reihe der kolonisierenden Staaten stellte, ging noch immer der Hauptstrom der Auswanderer in fremde Länder.

Wird dies nach dem Kriege aufhören? Es ist wohl kaum nötig, diese Frage zu stellen. Die Erfahrungen der letzten Jahre in den feindlichen Ländern werden viele deutsche Auswanderer gelehrt haben, dass es sich am Ende besser zahlt, am Mutterlande festzuhalten, ebenso wie es sich gezeigt hat, dass unser Heimatland es sich in Zukunft angelegen sein lassen wird, auch das Deutschtum im Auslande sich zu erhalten. Namentlich für seine eigenen Kolonien zu sorgen

und nicht seine Auswanderer von andern Ländern aufsaugen zu lassen. Wir können auch wohl sagen, dass wir eine koloniasatorische Lehrzeit hinter uns haben, und uns nun mit frischen Kräften daranwagen können, unsere Kolonien einem rascheren Aufblühen und vollkommenerer Entwicklung entgegenzuführen. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg, und der Wille ist von unsern Widersachern durch den Krieg noch besonders in uns befestigt worden.

Wir haben zur Besiedelung viel geeignetes Land, und wir werden viele Siedler gebrauchen. Es wird mancher Generation noch bedürfen, ehe das alles erschöpft ist. Die Zeit ist gekommen, wo die Auswanderer sich besinnen müssen und mit dem fremden Ausland brechen. Was sie in Amerika, Kanada, Australien usw. finden, finden sie auch in unsern eigenen Kolonien. Und in einer Heimat auf eigener deutscher Erde, gestützt auf das Mutterland, wird man nicht so fremd sein wie bei andern Nationen, wo man sein altes Heimatsgefühl und Deutschtum schliesslich ganz verloren gehen sieht. In deutschen Kolonien eine deutsche Heimat zu gründen, sollte jedem das Ideal und das zu erstrebende Ziel sein. Und dieses Ziel können wir erreichen, wenn wir zusammenhalten und unentwegt unsere alten koloniasatorischen Fähigkeiten, die wir mitnahmen nach Amerika, Nord und Süd, nach allen andern neuen Ländern der Erde und diesen halfen gross zu werden, verfolgen und weiter ausbauen, und sie zusammen mit unsern inzwischen eigenwirtschaftlich gemachten Erfahrungen in unseren Kolonien nutzbringend anwenden.

Was uns in den letzten Jahren in Deutschland gehalten und die Auswanderung eingeschränkt hat, war der mächtige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, an dem jeder in der Heimat eifrig mitarbeitete, wo jeder seinen Lohn und seine Zufriedenheit fand. Aber wie abhängig wir vom Ausland waren, das hat jetzt erst der Krieg gezeigt durch das Ausbleiben der gewaltigen Einfuhr, welcher der Ausfuhr wieder die Türe öffnete. Es heisst nun einen neuen Anlauf nehmen nach Friedensschluss, und diesmal muss es uns, neben der Erstarkung der Wirtschaft und des Handels im Vaterland, besonders auch um Gestaltung und Ausbau eines grossen kolonialen Deutschtums, durch eine kräftige gesunde Entwicklung der Wirtschaft in unsern eigenen Kolonien, zu tun sein.

Der bisherige Ruf nach Siedlern war nur gering. Der Wert von Kolonien wurde für problematisch gehalten. Nachdem sich doch endlich Einsicht gezeigt und man die Notwendigkeit des Besitzes und der Entwicklung eines grösseren deutschen Kolonialeigentums begriffen hat, tritt das Problem der möglichst intensiven Besiedelung auf. Ein Hunger nach Siedlern wird sich bei uns einstellen, ebenso wie er sich bei andern kolonialen Mächten vor Jahren schon eingestellt hat, wo grosse wirtschaftlich wertvolle Ländereien

brach und unbenutzt lagen. Den Werbungen und Anpreisungen dieser fremden Länder folgten auch viele deutsche Auswanderer, die sich in den neuen Gebieten versuchten und sich dort ansässig machten. Gewiss, der deutsche Handel wurde ebenfalls damit nachgezogen, aber in erster Linie kam die Einwanderung doch immer dem Aufblühen des betreffenden Landes bzw. der Kolonie zugute.

In Zukunft dürfen wir nicht mehr so stark auf die Werbetrommel dieser Fremden, unserer jetzigen Feinde, hören, sondern müssen unser Augenmerk auf unsere eigenen Kolonien und auf das Werk, welches wir dort zu versehen haben, richten. Dort harren ernste Aufgaben. Bahn- und Wegebau werden sorgsam zu fördern sein. Ersterer, der lange stark vernachlässigt worden ist, besonders. Dem werden die Ausbeutung der natürlichen Bodenschätze folgen. Handel, Farm und Pflanzungswirtschaften werden dann im verstärkten Masse einsetzen.

Hierbei werden noch immer manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, doch sind sie nicht grösser, als wir sie bei uns in unserm eigenen Heimatslande kennen. Wenn der neue Siedler die nötige Energie mitbringt und sich nicht entmutigen lässt, wenn auch alles einmal nicht so geht, wie er es sich gedacht oder gewünscht hat, schliesslich findet er doch seinen Lohn. Jedes mit frischer Kraft angefasste neue Gebiet geht voran, und mit dem Vorangehen des Landes kommt auch der einzelne Mann stetig vorwärts.

Gefahr bringt die Ansiedelung, für welche die höher gelegenen Distrikte in Frage kommen, nicht mit sich. Im Gegenteil, die klimatischen Verhältnisse sind geradezu ideale zu nennen. Die früher so sehr gefürchtete Malaria ist dort ein fast völlig überwundener Standpunkt. Einmal weil das übertragende Insekt, die Anophelesmücke, nur verschwindend wenig vorkommt, und sich dort auch durch geeignete Massnahmen bald völlig vertreiben lässt. Dann ist auch bei einer Infektion durch geeignete Behandlung die Krankheit in wenigen Tagen zu überwinden. Wir haben eben auf diesen Hochplateaus nicht die bössartigen Arten der Malaria, wie sie in den niederen Sumpfgenden vorherrschen.

Wenn man die heftigen Erkältungen, Influenza und sonstigen alltäglichen Krankheiten, welche uns in Europa beglücken, den Erkrankungen in den Hochländern der Tropenzone gegenüberstellt, so muss man feststellen, dass man alle diese Segnungen kaum kennt. Eine Malariainfektion ist eigentlich das einzige, was im täglichen Leben mal vorkommt, und bei einiger Vorsicht auch dann nur recht selten. Es ist kaum mehr wie eine Kinderkrankheit.

An das Klima gewöhnt man sich rasch, und wer es einmal kennen gelernt, wird später die Sehnsucht darnach nicht wieder loswerden, namentlich wenn er unsere kalten, unwirtlichen Monate bei einem Heimatsbesuch mitzunehmen gezwungen ist.

Ich spreche natürlich nur von den gesünderen höher gelegenen Distrikten, nicht von den feuchten Sumpfgenden oder dem heisseren Küstenklima. Das Leben in diesen letzteren Gegenden ist ein Thema für sich. Doch auch da lässt es sich ganz gut leben. Für uns kommt erst zur Hauptsache die Besiedelung der dem europäischen Südklima mehr ähnelnden Länderteile in Frage, und diese, welche uns Korn aller Arten, Ölfrüchte, Genussmittel, Vieh, Erze usw. in bester Qualität und grössten Mengen liefern können, harren nur der rationellen Bewirtschaftung durch tatkräftige Ansiedler. Und diese Siedler zu finden, muss und wird unsere Aufgabe sein nach dem Kriege, um uns die notwendigen Lebensbedürfnisse für unser Vaterland ein für allemal sicherzustellen.

Hoffen und wünschen wir also, dass unsere Auswanderer unsere Kolonien nicht vergessen und dem Deutschtum auch in fremden Ländern zur Blüte verhelfen und deutsches Ansehen auf eigenem Kolonialboden in die Welt tragen.

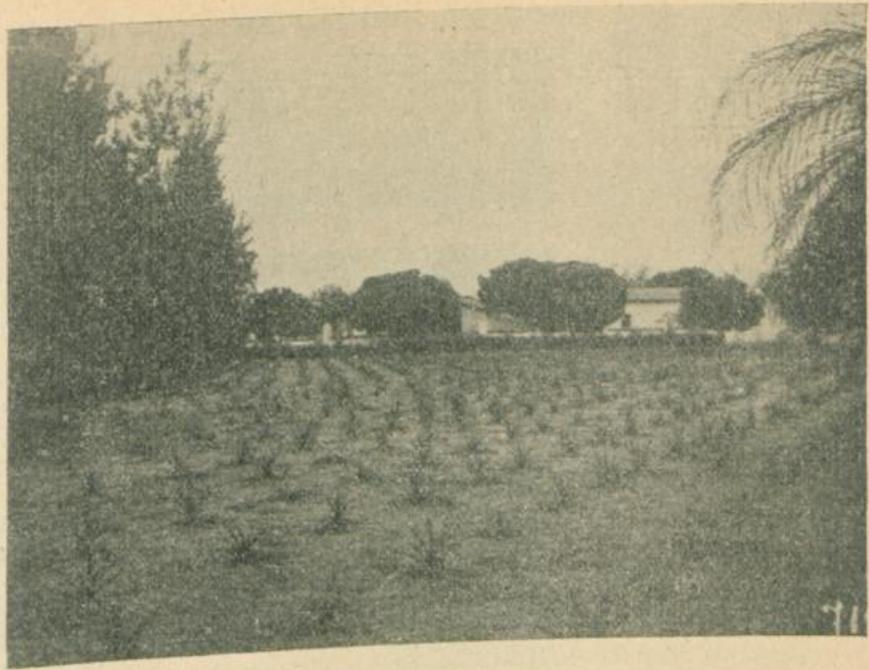
Die europäischen Kolonialmächte in Afrika.

Ein Vergleich ihres Besitzstandes in Afrika und Europa. Von Privatdozent Dr. Krenkel, Vizewachtmeister d. R., zurzeit Davos.

Acht europäische Staaten: Deutschland, Grossbritannien, Frankreich, Italien, Spanien, Belgien, Portugal und die Türkei, besitzen Kolonien in Afrika. Die schwarzen Vierecke der nachfolgenden Tabelle (Seite 22 oben), in deren linker Spalte der Flächeninhalt der afrikanischen Kolonien dieser Staaten in Quadratkilometern (mitsamt ihrer Einwohnerzahl), in deren rechter Spalte aber der Flächenraum des Mutterlandes selbst angegeben ist, sollen es ermöglichen, diese beiden Grössen: Kolonialland und Mutterland, unmittelbar miteinander zu vergleichen.

Den grössten Kolonialbesitz hat Frankreich aufzuweisen, das die Kolonien Algerien, Tunis, Marokko, Franz.-West- und Äquatorialafrika, Franz.-Somaliland, Madagaskar und Réunion sein eigen nennt. Sein afrikanisches Reich ist neunzehnmal so gross als das Mutterland, umfasst also eine Fläche, die auf lange Jahre hinaus nicht im entferntesten wirtschaftlich nutzbar gemacht werden kann.

England, die grösste Kolonialmacht der Erde — fast 30 Millionen qkm in Afrika, Asien, Australien und Amerika mit 379 Millionen Einwohnern stehen unter englischer Herrschaft — steht in Afrika an zweiter Stelle. Es besitzt hier



nur die Hälfte des Umfanges der französischen Gebiete. Zu seinen Kolonien gehören Südafrika mit dem Südafrikanischen Bund (bestehend aus Kapkolonie, Natal, Transvaal, Oranjefreistaat) und mehreren Schutzgebieten wie Rhodesien, ferner in Ostafrika Nyassaland, Sansibar, Britisch-Ostafrika, Uganda, Britisch-Somaliland und mehrere Inseln, dann in Westafrika Nigerien, die Goldküste und andere. Alle diese Kolonien zusammen sind siebzehnmal so gross als das Mutterland. Grösse des Kolonialbesitzes und Grösse des beherrschenden Staates stehen bei Frankreich und England also fast in demselben Verhältnis.

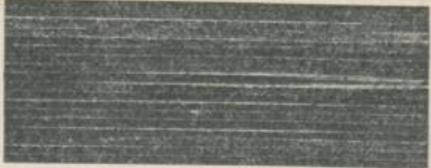
Deutschland kommt in Afrika erst an dritter Stelle (seine gesamten überseeischen Besitzungen umfassen 2 953 000 qkm mit 12 Millionen Bewohnern). Sein afrikanisches Kolonialreich ist wiederum nur halb so gross wie das Englands, nur etwa ein Viertel so gross wie das Frankreichs. Deutsch-Ost-, Süd-Westafrika, Kamerun und Togo sind nur fünfmal so gross wie das Deutsche Reich. Im Verhältnis zu seiner Grösse und Einwohnerzahl ist Deutschland ganz wesentlich ungünstiger im Kolonialbesitz gestellt als die beiden vorgenannten Kolonialmächte.

Belgien mit der Kongokolonie steht dem deutschen Kolonialbesitzstand sehr nahe; aber bei der Kleinheit des belgischen Königreiches ist dessen Kolonialland ein geradezu gewaltiges zu nennen: die Kongokolonie ist achtundsiebzigmal so gross als Belgien selbst. Belgien hat von allen europäischen Kolonialmächten, im Vergleich zu seinem Flächenumfang in Europa, den grössten Kolonialbesitz.

Portugal mit Angola, Portugiesisch-Ostafrika, Madeira, den Kap Verden- und Guinea-Inseln, gehört wie Deutschland und Belgien zu

In Afrika

In Europa

Frankreich		10 653 800 qkm 29 533 000 Einw.		536 464 qkm 39 602 258 Einw.
Grossbritannien.		5 377 800 qkm 37 033 000 Einw.		314 377 qkm 46 238 133 Einw.
Deutschland		2 707 300 qkm 11 550 000 Einw.		540 877 qkm 67 812 000 Einw.
Belgien		2 365 000 qkm 15 500 000 Einw.		29 456 qkm 7 490 400 Einw.
Portugal		2 070 000 qkm 8 380 000 Einw.		91 130 qkm 5 790 273 Einw.
Italien		1 633 600 qkm 1 623 000 Einw.		286 610 qkm 35 598 000 Einw.
Türkei		994 300 qkm 12 170 000 Einw.		27 740 qkm 2 105 700 Einw.
Spanien		379 000 qkm 1 103 000 Einw.		497 924 qkm 19 886 200 Einw.

den mittleren Kolonialmächten, die über 2 Millionen qkm Kolonialboden besitzen. Portugal, ein Kleinstaat mit geringer Kultur, beherrscht in Afrika eine Fläche dreiundzwanzigmal grösser als es selbst.

Italien — mit Libyen, Erythraea und Somalia — steht an Umfang seines Koloniallandes auf derselben Stufe wie Deutschland; das Verhältnis ist aber insofern für Italien viel günstiger, als es nur die Hälfte der Einwohner Deutschlands aufweist.

Als einzige Kolonialmacht Europas, deren heimisches Gebiet umfangreicher ist als das afrikanische, ist schliesslich noch Spanien zu nennen.

Das Vermessungswesen in den Kolonien.

Von Unteroffizier Stockhardt, Regierungslandmesser aus Kamerun, zurzeit Davos.

Eine Vorbedingung für die Entwicklung unsrer Kolonien ist die Schaffung eines guten Kartenmaterials. So finden wir auch je nach dem gegenwärtigen Stand der Entwicklung das Vermessungswesen in den einzelnen Kolonien mehr oder weniger ausgebildet. In Kiautschau und in Deutsch-Südwest-Afrika sind die Haupttriangulationen für die Landesvermessung nahezu beendet, in Deutsch-Ost-Afrika sind im Norden

der Kolonie die Anfänge einer regelrechten Landesvermessung geschaffen; in Kamerun, Togo und den Südseebesitzungen ist dagegen hiermit noch nicht begonnen worden. Wer an den Kämpfen in den Kolonien teilgenommen hat, wird oft die Unzulänglichkeit unsrer gegenwärtigen Landeskarten für die Landesverteidigung am eigenen Leibe erfahren haben. — Die Vorarbeiten für den Eisenbahn- und Wegebau in den Kolonien sind ungleich schwieriger als in der Heimat; man bedenke nur, was für ein Kartenmaterial dort zur Verfügung steht, und welche Hindernisse die afrikanische Wildnis diesen Arbeiten entgegenstellt. Die Landesverteidigung, der Eisenbahn- und Wegebau ebensowie die Anlage von Farmen, Forsten und Eingeborenenreservaten werden also die Herstellung guter Übersichtskarten erforderlich machen, während für die Grundbuchvermessung und die künftige Grundsteueranlage gute Spezialkarten geschaffen werden müssen.

Das Ideal einer guten Karte für die Landesverteidigung wären natürlich Karten nach der Art der Generalstabskarten, die durch die deutsche Landesaufnahme hergestellt worden sind. Dies würde jedoch für eine Kolonie, wie z. B. Kamerun, eine Arbeit bedeuten, die nur innerhalb von Jahrzehnten durch besonders ausgebildete Beamte

geschaffen werden kann. Zweifellos ist es sehr ratsam, baldmöglichst mit dieser Arbeit zu beginnen; in der Zwischenzeit wird man sich aber mit den gegenwärtigen Karten, die nach Möglichkeit zu verbessern sind, weiter behelfen müssen. Es sind dies Karten im Masstab 1:300000, die auf Grund von vom Reichskolonialamt zur Verfügung gestelltem Material von der Firma Moisel in Berlin hergestellt werden. Als Festpunkte werden bei ihnen die geographischen Koordinaten von zahlreichen über das ganze Land zerstreuten Orten benutzt; diese werden durch möglichst zahlreiche Routenaufnahmen untereinander verbunden. Die Höhenaufnahme erfolgt meist durch barometrische Höhenmessung. Je mehr derartige Aufnahmen vorliegen, desto bessere Karten werden hergestellt werden können. Für die Verbesserung unsrer bestehenden Karten ist also die verbreitete Kenntnis der geographischen Ortsbestimmung, der barometrischen Höhenaufnahme sowie besonders der Routenaufnahme wünschenswert. Zu letzterer werden an Instrumenten nur ein Kompass und eine Taschenuhr gebraucht; jeder in den Kolonien Reisende kann also an der so wichtigen Aufgabe der Verbesserung der Landeskarten durch Aufnahme von Routen tätigen Anteil nehmen. Zur geographischen Ortsbestimmung und zur barometrischen Höhenaufnahme gehört eine grössere instrumentale Ausrüstung und eine regelrechte Ausbildung in diesen Aufgaben; sie werden daher im allgemeinen von Beamten und Offizieren, die speziell mit Vermessungen beschäftigt sind, auszuführen sein.

Für die Projektierung von Eisenbahnlinien und Wegen genügen die bestehenden Übersichtskarten nicht; es sind daher besondere Messungen hierfür notwendig. Zunächst wird durch Einzelexpeditionen der allgemeine Verlauf der projektierten Linie festgelegt. Diesen Expeditionen folgen dann zahlreiche Vermessungstrupps, die das in Betracht kommende Gelände genauer aufnehmen, und die endgültige Trace abstecken, und die das Gelände zu beiden Seiten des Bahnkörpers genau erkundet und Übersichtskarten im Masstab 1:10 000 bis 1:100 000 angefertigt. In diesen Karten, die im allgemeinen mit Bussole und Messband aufgenommen werden, sind alle Ortschaften, Gewässer, in Kultur genommene Flächen und Waldflächen aufgenommen. Auch die Anzahl der Eingeborenen in dem vermessenen Gebiet wird ermittelt. Indem dann für jeden Eingeborenen eine bestimmte Fläche (5—10 ha) festgesetzt wird, werden je nach der Einwohnerzahl bestimmte Flächen als Eingeborenenreservate festgelegt. Das übrige

Land wird von der Regierung als Kronland in Besitz genommen und kann an Interessenten abgegeben werden. Auf diese Weise wird gleichzeitig einer zu weitgehenden ungesunden Bodenspekulation wirksam vorgebeugt.

An Spezialvermessungen kommen zurzeit für die Kolonien besonders die Grundstücksvermessungen für die Eintragung in das Grundbuch in Betracht. Die steigende Anzahl der Handelsniederlassungen und Farmen, die vermehrte Auscheidung von Individualeigentumsgrundstücken für Eingeborene sowie die künftige Einführung der Grundsteuer werden die Anlage eines regelrechten Katasters erforderlich machen. In das Grundbuch, das die Rechte an Grundstücken nachweist, können nur katastermässig vermessene Grundstücke aufgenommen werden. Diese Vermessungen sind auf das genaueste nach den preussischen Katasteranweisungen vorzunehmen und stets an bestehende Landestriangulationen anzuschliessen. Soweit diese nicht vorhanden sind, sind besondere Bestimmungen zu beachten, durch die der Anschluss an die künftige Landestriangulation und somit der bleibende Wert dieser Messungen gewährleistet wird.

Die amtlichen Messungen liegen in den Kolonien Vermessungsämtern ob. Dies sind in Deutsch-Südwest-Afrika und in Deutsch-Ost-Afrika selbständige Behörden, während sie in den übrigen Kolonien den örtlichen Verwaltungsbehörden angegliedert sind. Die Organisation in den beiden ersten Kolonien hat sich auf das beste bewährt, was aus dem in diesen Kolonien gegenüber dem in den andern Kolonien geschaffenen Kartenmaterial klar hervorgeht; sie wird daher in allen Kolonien einzuführen und durch die Schaffung neuer Ämter weiter auszubauen sein. Die Vermessungsämter werden von älteren Regierungs-



Vermessungsunterricht an der Koloniallehranstalt Davos.

landmessern geleitet, denen jüngere Landmesser, Vermessungstechniker, Katasterzeichner, Messgehilfen und farbiges Hilfspersonal beigegeben sind. Hervorragenden Anteil an der Herstellung der Übersichtskarten haben die Grenzexpeditionen sowie die Offiziere und Unteroffiziere der Kaiserlichen Schutztruppen. Auch einzelne Eisenbahnbau- und Tiefbauunternehmen haben zahlreiches Vermessungspersonal in den Dienst gestellt.

So eröffnet sich im Hinblick auf das Vermessungswesen weiten Kreisen der Bevölkerung unseres Vaterlandes ein umfangreiches und interessantes Arbeitsfeld. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, das Interesse für die Kolonialvermessung zu heben, ohne die eine gute Entwicklung unserer Kolonien nicht möglich ist. Diese wird aber in Zukunft von der grössten Bedeutung für unser Vaterland sein, da wir in Zukunft bedeutend mehr wie vor dem Kriege auf die Erzeugnisse der Kolonien angewiesen sein werden.

Lehranstalt für Kolonial- und Auslandskunde.

Für die etwa 300 in der Schweiz internierten Kolonialdeutschen wurde im Herbst in Davos die Lehranstalt für internierte Kolonialdeutsche gegründet mit dem Zweck, ihren Mitgliedern eine gute koloniale Durchbildung und eine Erweiterung ihrer besonderen Kenntnisse zu vermitteln. Dieser Zweck wurde während des neunmonatigen Bestehens der Anstalt voll erreicht. Neben der regelmässigen Lehrtätigkeit internierter Offiziere und Mannschaften aus den Schutzgebieten sowie einiger nichtinternierter Herren aus Davos fanden zahlreiche Gastvorträge der Professoren des Hamburger Kolonialinstituts und anderer deutscher Hochschullehrer statt. Das Reichskolonialamt bezeugte der Lehranstalt sein Interesse durch die Bestreitung der Kosten und die Zuwendung reichlichen Lehrmaterials. Seine Exzellenz der Staatssekretär des Reichskolonialamts sprach gelegentlich seines Besuches der internierten Kolonialdeutschen seine Zufriedenheit über die Leistungen der Lehranstalt aus. Neben der allgemeinen Kolonialfortbildung fanden zwei besondere Lehrgänge mit anerkannter Abschlussprüfung statt: 15 Angehörige der Lehranstalt bestanden die Prüfung als Assistenten für den Dienst in den Schutzgebieten, 20 andere die Prüfung für den Dienst als Fleischbeschauer in den Schutzgebieten. Da auf Grund der Berner Vereinbarungen zwischen der deutschen und französischen Regierung vom 26. April 1918 fast alle bisher internierten Kolonialdeutschen in die Heimat zurückkehren, hat die Lehranstalt in Davos nunmehr ihre Pforten geschlossen.

In der neuen Form einer Lehranstalt für Kolonial- und Auslandskunde an einem andern Orte, dessen Wahl noch nicht feststeht, wird sie jedoch ihr segensreiches Wirken fortsetzen. Als Besucher der Lehranstalt kommen nunmehr folgende Gruppen von Internierten in Betracht: Erstens wird eine kleine Zahl erkrankter Unteroffiziere und Mannschaften aus den Schutzgebieten vorübergehend in der Schweiz interniert werden. Zweitens wird eine grössere Zahl von Kolonialoffizieren neu in der Schweiz interniert werden. Drittens werden viele Offiziere in der Schweiz interniert, die bei Ausbruch des Krieges im Auslande weilten und auf der Heimreise von neutralen Schiffen heruntergeholt und in Gefangenschaft verbracht wurden; auch eine grössere Zahl von Auslandsdeutschen, die zur Mobilmachung zu Hause weilten oder rechtzeitig zu Hause eintreffen konnten und sich unter den neuen Internierten befinden. Für sie alle soll die Lehranstalt für Kolonial- und Auslandskunde die Gelegenheit schaffen, während der Internierung ihre Beschäftigung auf Ge-

biete zu verlegen, die ihrer allfälligen weiteren Tätigkeit in den Schutzgebieten oder im Auslande entspricht.

Die Besucher der Lehranstalt werden ein reiches Lehrmaterial und eine gute Bücherei vorfinden. Vorträge und Vorlesungen von Internierten und von Hochschullehrern aus der Heimat, besonders der Professoren des Hamburger Kolonialinstituts, werden alle Wissensgebiete der Kolonial- und Auslandskunde behandeln. In Sprachkursen wird Gelegenheit geboten sein zur Aneignung oder eingehenderen Studiums verschiedener Sprachen. Auch über Motorenkunde und allerlei Handwerke, deren Kenntnis für den Deutschen in den Kolonien und in vielen Auslandsgebieten erforderlich ist, wird ein Überblick gegeben werden. Die Zeit der Vorlesungen und der Arbeit wird so bemessen sein, dass für körperliche Betätigung (Rudern, Schwimmen, Bergsteigen usw.) Raum bleibt.

Für Unteroffiziere und Mannschaften, die bisher nicht in den Kolonien tätig waren und in jeder Beziehung geeignet und bereit sind, nach Friedensschluss als Unterbeamte, Polizei-Wachtmeister, Bureaubeamte, Stationsassistenten usw. in die deutschen Schutzgebiete hinauszugehen, ist ein Lehrgang von 3-4 Monaten mit theoretischer und praktischer Ausbildung und anerkannter Abschlussprüfung vorgesehen. Der Lehrgang wird Unterweisung in Bureau- und Rechnungswesen, Behandlung der Eingeborenen, Stationsdienst, Materialverwaltung und Einführung in die notwendigen Handwerke (Gärtnerei, Landwirtschaft, Motorenkunde, Schmieden, Mauern, Tischlern usw.) umfassen.

Anmeldungen zu diesem Lehrgang wie zu den Vorlesungen der Lehranstalt für Kolonial- und Auslandskunde sind möglichst umgehend mit Lebenslauf auf dem Dienstwege einzureichen an die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft, Abteilung für Gefangenenfragen, Sektion III A, Bern, Effingerstrasse 6A. K. S.

Mitteilungen.

Da infolge des Berner Abkommens Kolonialdeutsche in grösserer Zahl nicht mehr in der Schweiz interniert werden, wird mit dem 1. August d. J. die bisher bei der Abteilung für Gefangenenfragen der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Bern vorgesehene Stelle zur Vertretung der Angelegenheiten der Kolonialdeutschen aufgehoben.

Die Stelle war zunächst ehrenamtlich besetzt durch Leutnant d. R. Feldmann, Assessor beim kaiserlichen Gouvernement Kamerun, bis zum 5. August 1917. Sie wurde dann verwaltet durch Leutnant d. R. Dr. Eifler, Regierungsbaumeister beim kaiserlichen Gouvernement Kamerun, vom 6. August 1917 bis zum 10. Oktober 1917, durch Veterinär d. R. Dr. Sommerfeld, Regierungstierarzt beim kaiserlichen Gouvernement von Togo, vom 11. Oktober 1917 bis zum 31. Juli 1918.

Die Angelegenheiten der noch in der Schweiz befindlichen Kolonialdeutschen verteilen sich nunmehr auf die folgenden Referate der Abteilung:

Allgemeine Kolonialangelegenheiten: Bureau-Offizier

Hauptmann Wanka.

Fonds: Sektion V, Kasse.

Angelegenheiten der Offiziere: Sektion Ia.

Angelegenheiten der Unteroffiziere und Mannschaften: Sektion IIa.

Lehranstalt für Kolonial- und Auslandskunde: Sektion IIIa.

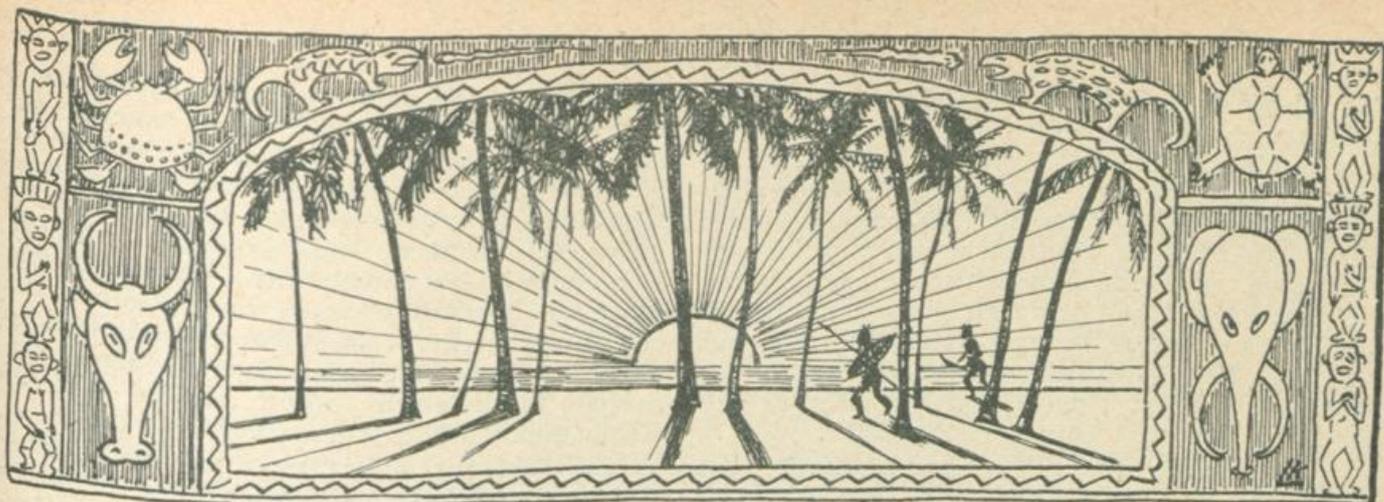
Schriftleitung der Kolonialbeilage der Interniertenzeitung übernimmt Sektion III A. K. S.

* * *

Druckfehlerberichtigung:

Der tapfere Sultan von Ruanda, aus dessen Reich zwei Abbildungen in der letzten Nummer der K. B. erschienen, und dessen Treue zur deutschen Herrschaft auch nach Abzug der Truppe sich für die Belgier recht schmerzhaft betätigte, heisst: Mussinga Juh. K. S.

Deutsche Internierten-Druckerei, Bern.



BLÄTTER DER LEHRANSTALT FÜR KOLONIAL- UND AUSLANDSKUNDE

Nr. 4.

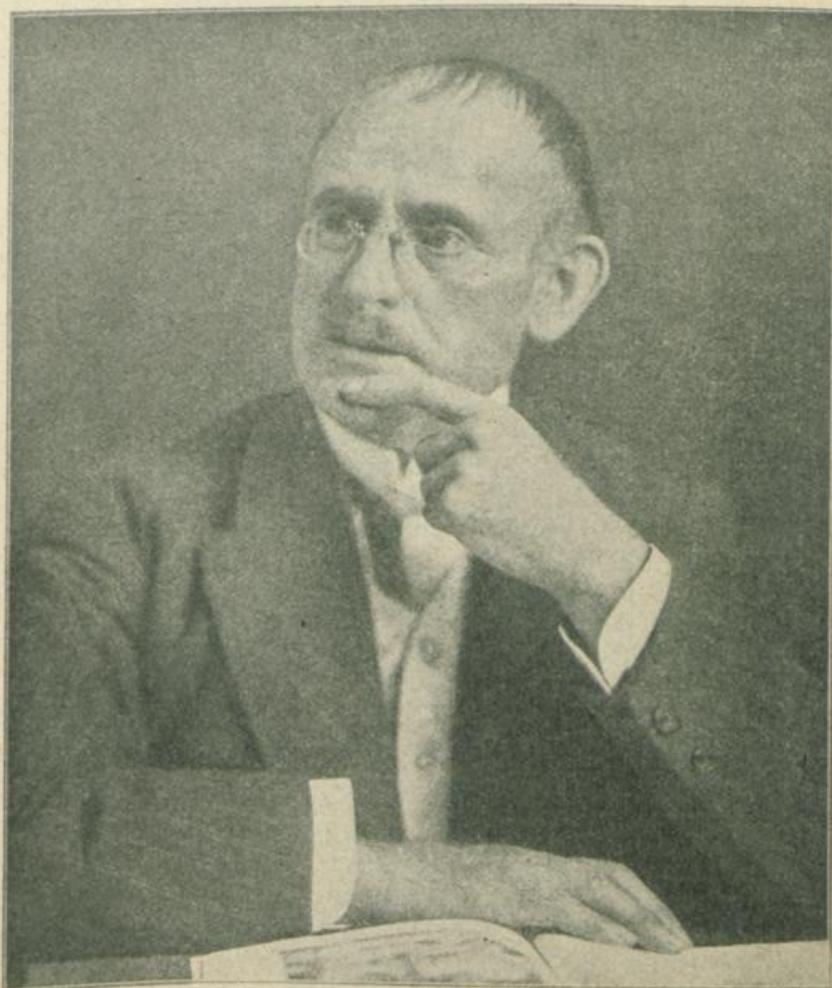
Zum Andenken an Dr. Carl Peters.

Am 10. September hat in Woltorf bei Peine Dr. Carl Peters im 62. Lebensjahr das irdische Kampfgefild verlassen. Mit ihm hat Deutschland eine Persönlichkeit von hervorragender Geistesschärfe und Tatkraft verloren, einen seiner energischsten und erfolgreichsten Kolonialmänner und seiner selbstbewusstesten Auslandsdeutschen. Ihm verdankte Deutschland die grösste und wohl auch wertvollste Kolonie Deutsch-Ostafrika, ein Gebiet $1\frac{3}{4}$ mal so gross als das Deutsche Reich.

Carl Peters, ein geborener Hannoveraner, aus unbemittelter kinderreicher Familie stammend, studierte in Deutschland Geschichte und Nationalökonomie und ging als 24jähriger nach England, wo er sich mit weiteren Studien über britische Kolonialpolitik, -wirtschaft und -verwaltung befasste und schriftstellerte.

Als man zu Beginn des Jahres 1884 in Deutschland anfang, die schon lange erörterte Kolonialidee endlich in die Tat zu übersetzen und im Frühjahr Generalkonsul Nachtigall im Auftrage des Deutschen Reichs nach Westafrika ging, um dort die Niederlassungen der deutschen Kaufherren Wörmann und Lüderitz unter deutschen Schutz zu stellen, da hielt es den jungen Schriftsteller Dr. Carl Peters nicht länger in London. Er kam nach Deutschland, um einen längst erwogenen Plan, in Ostafrika ein Kolonialreich zu schaffen,

zur Ausführung zu bringen. Mit Unterstützung des Grafen Behr-Bandelin gründete er in Berlin die «Gesellschaft für deutsche Kolonisation», der Graf Joachim Pfeil, Dr. Lange, Dr. Jühlke,



Dr. Carl Peters.

Dr. Merensky und andere angehörten, die jedoch die verschiedensten Pläne vertraten: Während einige für eine koloniale Tätigkeit in Südamerika, andere in Transvaal, Dr. Peters für eine solche in Ostafrika, mit dem Sambesi als Ausgangspunkt, und Graf Pfeil für eine solche von Sansibar aus eintraten, entschied man sich schliesslich für das letztere Projekt, mit dem sich einige Jahre früher schon eine andere Gruppe unter Führung von Klemens Dehnhardt befasst hatte. Im September begaben sich Dr. Peters, Graf Pfeil, Dr. Jühlke und der Landwirt Otto nach Sansibar.

Dort wurde ihnen bei ihrer Ankunft vom deutschen Konsul im Auftrag des Reichskanzlers erklärt, dass sie auf eine Unterstützung oder gar Schutz seitens des Deutschen Reichs nicht zu rechnen, daher etwaige Unternehmungen auf eigene Gefahr hin auszuführen hätten. Dr. Peters, der die Leitung der Expedition übernommen, liess sich dadurch keineswegs abschrecken. Mit Hilfe des Vertreters der Firma Hansing & Co., J. Strandes wurden die nötigen Träger angeworben und Vorräte gekauft, und am 10. November zog die Expedition von Saadani aus ins Innere. Peters schloss nun im Dezember mit einer Anzahl von Häuptlingen 12 Verträge ab, in welchen diese ihre Gebiete in Usagara, Ukami, Useguha und Nguru an die Gesellschaft für deutsche Kolonisation abtraten. Mit diesen Verträgen in der Tasche reiste Dr. Peters sofort nach Berlin zurück, gründete dort zum Zweck der Verwaltung und Verwertung der erworbenen Gebiete am 12. Februar 1885 die «Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft», für die er am 27. Februar einen kaiserlichen Schutzbrief erlangte.

Die kommenden Jahre fand man Peters eifrigst mit kolonialer Agitationstätigkeit in Deutschland, der Organisation und Leitung der D. O. A. G. in Berlin und Ostafrika beschäftigt. Viele Hindernisse gab es zu bewältigen, politischer wie wirtschaftlicher Art. Die ersteren lagen hauptsächlich zwischen England und Sansibar, konnten aber stets dank der Bismarckschen auswärtigen Politik überwunden werden. Peters selbst gelang es im Juli 1887, vom Sultan von Sansibar die Abtretung von dessen Zoll- und Küstenverwaltung an die D. O. A. G. zu erlangen, bis am 1. Juli 1890 das bekannte Sansibar-Helgoland-Abkommen zwischen Deutschland und England die territorialen und Grenzfragen in Ostafrika neu regelte, wie auch in den deutsch-westafrikanischen Schutzgebieten.

Im Jahre 1888 betrieb Peters die Finanzierung und Organisation der Emin Pascha-Expedition, die er nach mancherlei Hindernissen und obgleich ihm Henry M. Stanley mit seiner Expedition zum Entsatz Emin Paschas inzwischen zugekommen war, dennoch im Juni 1889 von Witu aus auf den Weg brachte. Als Hauptergebnis dieser Expedition war ausser der Erforschung neuer Gebiete sein Vertrag mit dem mächtigen Häuptling Mwanga von Uganda zu

verzeichnen. Die damit verbundene Erwerbung dieses grossen Reiches musste wie manche andere an der Lamuküste mit den Vorrechten an Sansibar in dem erwähnten Helgoland-Abkommen deutscherseits zugunsten Englands wieder aufgegeben werden, was von Peters und allen Kolonialfreunden damals bitter empfunden und lange scharf kritisiert wurde, nicht ahnend, dass der umgetauschte «Hosenknopf» Helgoland in einem späteren Weltkrieg der mächtigen englischen Flotte einen Angriff auf die deutsche Küste unmöglich machen würde.

Als 1891 die Verwaltung von Deutsch-Ostafrika von der D. O. A. G. auf das Deutsche Reich überging, wurde Freiherr von Soden zum Gouverneur, Major von Wissmann, Emin Pascha und Dr. Peters zu Reichskommissaren ernannt. In dieser Eigenschaft wirkte Peters zwei Jahre in Ostafrika und schloss 1893 das deutsch-englische Grenzabkommen am Kilimandscharo ab, das Deutschland ein weiteres wertvolles und gesundes Pflanzungsgebiet sicherte.

Eine ihm 1895 angetragene Ernennung zum Landeshauptmann für das Gebiet am Tanganika lehnte Peters ab und wurde darauf zur Disposition gestellt.

Im folgenden Jahr griff man ihn im Reichstag auf Grund des damals vielgenannten «Tuckerbriefs», der sich später als gefälscht herausstellte, aufs heftigste an wegen angeblich auf seiner Kilimandscharoexpedition 1891 begangenen Grausamkeiten, worauf die dann gegen ihn eingeleitete gerichtliche Untersuchung mit seiner Dienstentlassung endete.

Dass die Karriere eines um sein Vaterland so sehr verdienten Mannes wie Dr. Carl Peters einen solch tragischen Abschluss fand, wurde in Deutschland später immer mehr bedauert, doch blieben die Ansichten über ihn geteilt. Während viele sich von seiner weiteren energischen und schöpferischen Tätigkeit auf kolonialem Gebiet noch manches Grosse versprochen, waren andere wiederum der Meinung, dass bei der aggressiven Natur Peters' und nach der durch Bismarcks Abdankung sicher nicht gestärkten Auslandsstellung Deutschlands, weitere Eroberungen in Ostafrika gegenüber England sehr wahrscheinlich zu grossen Schwierigkeiten geführt hätten, die deutscherseits nur immer wieder mit einem Nachgeben hätten endigen müssen, wie es ja schon bei dem Sansibar-Helgoland-Abkommen hinsichtlich Ugandas geschehen war. Auch hatte Reichskanzler Caprivi erklärt: «Die Periode des Flaggenhissens und Vertragsschliessens müsse jetzt beendet werden; nun handle es sich um die Nutzbarmachung des Erworbenen, um ernste unscheinbare Arbeit, die voraussichtlich ein halbes Jahrhundert beanspruchen werde.» Peters aber, der für die Grösse und Weltmachtstellung Grossbritanniens eine besondere Bewunderung hegte und etwas von dieser Grösse seinem eigenen Vaterlande wünschte, hatte aus dem Studium der

englischen Kolonialgeschichte gelernt, dass man schnell und rücksichtslos zugreifen müsse, um ein Kolonialreich zu schaffen und dass bei der Überwindung von Hindernissen Skrupel nicht am Platze sind, und war deshalb nicht für solche deutsche Genügsamkeit. In jenen Jahren war die afrikanische Welt noch nicht endgültig aufgeteilt und manches noch in der Entwicklung. Eine geschickte und kolonialsachverständige deutsche Diplomatie hätte damals sicher noch manches erreichen können.

Bei aller Bewunderung für die britische Weltmachtstellung und englisches Wesen gehörte Peters doch nicht zu denen, die eine dauernde Verständigung zwischen Deutschland und England anstrebten. Er betrachtete eine solche als hemmend für die freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands. Er war vielmehr für einen ebenbürtigen Wettbewerb des Deutschtums mit dem Engländerum. Da er aber überzeugt war, dass England einen solchen nicht dulden würde, so sah er einen Zusammenstoss zwischen dem britischen und dem Deutschen Reich als unvermeidlich voraus. Sein Streben war daher in seinen Schriften mehr darauf gerichtet, als guter Kenner der englischen Politik sein Vaterland zu warnen, nichts zu unterlassen, diesen allerdings erst viel später erwarteten Zusammenstoss dadurch siegreich zu bestehen, dass es seine Politik darauf einrichte und sich durch geeignete starke Bündnisse genügend dagegen sichere. Seine in den letzten 15 Jahren vor dem Weltkriege geschriebenen Aufsätze, die in den beiden Werken «Zur Weltpolitik» (1912) und «Zum Weltkrieg» (1917) zusammengefasst sind, bieten viel Lehrreiches zur Vorgeschichte des grossen Krieges, sie zeugen von seiner grossen Vaterlandsliebe und einem stolzen deutschen Selbstbewusstsein.

Peters hatte sich nach seiner Dienstentlassung 1898 grollend wieder nach England begeben, wo er bis zum Weltkrieg seinen dauernden Wohnsitz nahm. Im selben Jahr griff er einen früheren Plan wieder auf, die Untersuchung altbekannter Goldvorkommen in Mashonaland, gründete in London die deutsch-englische Gesellschaft «Dr. Carl Peters Estates & Exploration Company» und widmete sich der Erforschung und Ausbeutung der im östlichen Rhodesien gelegenen Goldfelder, die er für das Ophir der Alten hielt, wo schon König Salomon seine Goldschätze geholt habe.

Er war später mehreremal an Ort und Stelle und verfocht seine Ophiridee aufs energischste in interessanten Schriften und Vorträgen gegen Andersdenkende. Einen wirtschaftlichen, d. h. gewinnbringenden Erfolg hatte das Goldminenunternehmen nicht aufzuweisen.

Trotz seiner den britischen Interessen in Ostafrika entgegenlaufenden Tätigkeit in den achtziger Jahren wurde Peters in England sehr geschätzt und schien dort mehr Sympathien zu gewinnen, je mehr er in Deutschland wegen der

ihm vorgeworfenen Verfehlungen angegriffen wurde.

Man hat es ihm in England sehr verdacht, dass er, der wegen schwerer Krankheit im Oktober 1914 nach Deutschland freigelassen wurde, dort dann während des Krieges eine hasserfüllte Feder gegen alles Englische führte. Seine englischen Freunde hatten mehr Dankbarkeit von ihm erwartet dafür, dass sie damals den in Deutschland so wenig gewürdigten Empire builder, den sie bei sich in bester Sicherheit zu wissen meinten, freundlich aufgenommen und oft seiner verkanteten Grösse gehuldigt hatten. Auch war es ihnen doppelt peinlich, dass gerade Dr. Carl Peters, den sie nach dessen 1904 erschienenen Buch über «England und die Engländer» gern selbst als den besten fremden Kenner und objektiven Beobachter englischer Verhältnisse bezeichnet hatten, nun behauptete: «dass England sich diplomatisch und politisch auf den Weltkrieg gegen Deutschland jahrelang vorbereitet hätte».

Als Peters dann nach der englischen Kriegserklärung in England sah, wie dort gegen seine Landsleute vorgegangen wurde und wie die englische Presse, an ihrer Spitze die mächtige Northcliffe Presse, sich gegen Deutschland äusserte, da wich seine so lange gehegte Bewunderung für England einem wilden Hass. Er verfiel der Kriegspsychose und seine Veröffentlichungen atmeten eine Knockout-Stimmung, die der seiner ehemaligen englischen Freunde durchaus nicht nachstand, so der des Herausgebers der «African World» Leo Weinthals, der einst auf seine deutsche Abstammung nicht wenig stolz war.

Wie auch der Sir Harry Johnstons, einst der Rivale von Peters am Kilimandscharo, später Gouverneur von Britisch Zentralafrika und Uganda, heute Englands angesehenster Kolonialpolitiker, der vor dem Krieg die deutschen kolonialen Fähigkeiten oft anerkannt und in seinem 1913 erschienenen Buch «Common sense in foreign policy»*) sowohl den Plan eines deutschen Mitteleuropa wie auch eines grösseren deutsch-afrikanischen Kolonialreichs befürwortet hatte.

In England nimmt man heute die «Treulosigkeit und Undankbarkeit» Peters gern zum Anlass, die ihm vor 27 Jahren in Deutschland nachgesagten und von ihm schwer gesühnten Vergehen gegen Deutschland weidlich auszunützen, um der Welt zu beweisen, wie unmöglich es wäre, die Kolonien mit ihren Bevölkerungen an Deutschland wieder auszuliefern.

Es ist Dr. Peters nicht vergönnt gewesen, die Rückkehr Deutsch-Ostafrikas und die Wiedererrichtung eines neuen deutschen Kolonialreichs zu erleben. Noch hält in Ostafrika der deutsche Gouverneur Dr. Schnee und General von Lettow-Vorbeck mit einem kleinen Rest der tapfern Schutztruppe nach einem vierjährigen Helden-

*) Die deutsche Übersetzung «Sir Harry Johnstons gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik» erschien 1917 im Verlage Ernst Vobsen, Berlin.

kampf ohnegleichen gegen eine oft mehr als zehnfache feindliche Übermacht, trotz Krankheiten und Entbehrungen jeder Art, die deutsche Flagge hoch. Angesichts dieser Heldentaten können wir Kolonialdeutschen und alle, die eine koloniale Betätigung des deutschen Volkes als eine Lebensnotwendigkeit erkannt haben — und dazu gehört heute die grosse Mehrheit in Deutschland —, das Andenken an den Begründer unserer grössten afrikanischen Kolonie und Verfechter des Deutschtums nicht besser und dankbarer ehren, als dass wir geloben, nicht eher zu ruhen, bis wir uns wieder als Kolonialvolk mit gleichen Rechten und in gleicher Freiheit in der Welt betätigen können wie die übrigen Kolonialvölker. Beweise unserer kolonialen Fähigkeiten haben wir in unserer ersten 30jährigen Kolonialperiode reichlich gegeben, in allen unsern Kolonien in Afrika, der Südsee und Kiautschou. Unsere heutigen Feinde haben das oft genug selbst zugegeben, und die uns heute von ihnen nachgesagte schlechte Behandlung der Eingebornen ist eine verleumderische Übertreibung und Verallgemeinerung vorgekommener Brutalitäten einzelner Individuen, gegen welche die deutsche Regierung, der Reichstag und die Öffentlichkeit stets strenger vorgingen, als das je in einem anderen Kolonialstaate geschah.

Und wenn wir das Andenken unseres grossen Kolonialmannes Dr. Carl Peters ehren, so tun wir das seiner grossen, in Deutschland nie genug gewürdigten kolonialen Verdienste wegen, wohl wissend, dass auch er seine Fehler hatte, denn er war ein Mensch der Tat und voll von Leidenschaft. Bei seiner cholерischen Veranlagung gehörte Selbstbeherrschung leider nicht zu seinen Tugenden.

Man hat manchmal Carl Peters mit Cecil Rhodes vergleichen wollen. Gewiss hatten beide den starken Willen gemeinsam, ein grosses Kolonialreich in Afrika zu schaffen, und auch noch manche andere Charaktereigenschaften; aber die Leistungen lassen sich nicht miteinander vergleichen, da die Voraussetzungen zu verschieden waren. So hatte Rhodes eine mächtige Regierung und ein noch mächtigeres Kapital hinter sich und Peters keines von beiden.

Das Peterssche Buch über England und die Engländer, sowie seine vor dem Krieg geschriebenen Aufsätze können nicht genug denen zu lesen empfohlen werden, die nach dem Krieg hinaus gehen wollen, um in der Welt alles das wieder aufzubauen, was unsere Feinde an deutscher Kulturarbeit vernichtet haben, vor allem aber, um dem guten deutschen Namen wieder Geltung zu verschaffen, der unter der feindlichen Propaganda in der Welt so sehr gelitten hat. Das wird sicher denen gelingen, die ausser deutschem Fleiss, Wissen und Gründlichkeit auch eine gute Portion deutsches Selbstbewusstsein zeigen.

Denn mag der Krieg endigen so oder so, die Tatsache, dass Deutschland

über vier Jahre lange einer ganzen Welt von Feinden, Hungerblockade und un-säglichen Leiden hat trotzen und solch gewaltige Leistungen hat vollbringen können, ist wohl danach angetan, jeden Deutschen zu veranlassen, den Kopf hoch zu tragen und voller Vertrauen in die neue Zukunft zu schauen.

Schloss Worb bei Bern, im Oktober 1918.

Ludwig Scholz.

Geister und Gespenster im chinesischen Volksglauben.*)

Von Erich Hänisch.

Während der neuzeitlich gebildete Chinese sich gern den Schein der Aufgeklärtheit gibt und sogar die Wunder der westlichen Erfindungen mit Gelassenheit und Selbstverständlichkeit hinzunehmen pflegt, zeigen die breiten Volkskreise in China einen ausgeprägten Hang zum Aberglauben. Wer, mit dem Rüstzeug der Sprache begabt, sich in diesem Lande bewegt, dem begegnen in Stadt und Dorf auf Schritt und Tritt Erscheinungen, die sich auf Aberglauben zurückführen lassen. Überall sieht man Gespenster. Und zwar handelt es sich neben den eigentlichen Wald- und Wiesengeistern erstens um Götterwesen, d. h. um Vertreter aus dem buddhistischen und touistischen Götterkreise oder Beamte aus der Jenseitswelt des chinesischen Volksglaubens, zweitens um verirrte Seelen Verstorbener, dann um gewisse als Zauberwesen angesehene Tiere und schliesslich um transzendental gewordene Gegenstände. Auf das Gewimmel der touistischen Götter soll nicht näher eingegangen werden, auch nicht auf die buddhistische Götterwelt: Die Götter der Sinnenwelt, die Heiligen der Formenwelt und die Buddhas des Nirwana sind aus dem indischen in den chinesischen Buddhismus übernommen und chinesisch umgestaltet und eingekleidet worden. Ja, sie haben sich zum Teil auch über die Grenzen der buddhistischen Religion in den chinesischen Volksglauben eingeschlichen. In diesem Volksglauben bildet das Jenseits eine Staatsform entsprechend dem chinesischen Reiche. Der Herrscher dieses Staates und zugleich Lenker des gesamten Weltalls ist der persönlich gedachte Himmel. Wie nun im Auftrage des Himmels, des «höchsten Herrschers», auf Erden der Kaiser als «Sohn des Himmels», mittels seines Beamtenstabes schaltet und waltet, so hat der Himmel selbst ein göttliches Beamtenheer zu seiner Verfügung. Jedem irdischen Beamten entspricht ein himmlischer, der sich der jenseitigen Geschäfte des Bezirks annimmt. So besitzt jede Provinz, jede Präfektur, jeder Kreis und jede Dorfgemeinde ihren Bezirksgott, in dessen

*) Der Aufsatz stützt sich ausschliesslich auf die von Léon Wieger S. J. herausgegebene Textsammlung Folk-lore chinois moderne, Hokienu 1909.

Tempel der Beamte zu opfern hat. Ja sogar jede einzelne Familie hat ihren besonderen Vertreter im Jenseits, den Herdgott, für den auf einem Altartisch im Hauptraume gegenüber der Tür Weihrauchstäbchen verbrannt werden. Da nun die Dienstgeschäfte im Jenseits immer mehr anwachsen, hat sich der Himmelsherr am Ende des 16. Jahrhunderts eine Hülfe genommen, einen Bevollmächtigten für alle Erdensachen, in der Person des berühmten Generals Kwan Jü aus dem 3. Jahrhundert. Alle himmlischen Beamten unterliegen in bezug auf Disziplin, Dienstalter und Beförderungsaussicht denselben Bedingungen wie ihre irdischen Amtsbrüder.

Der Himmelsherr könnte zwar unmittelbar regieren, denn er ist allmächtig und allwissend. Aber von diesen Fähigkeiten macht er nur im Notfall Gebrauch, wenn es gilt ein Exempel zu statuieren. Dann lässt er den Verbrecher durch den Blitzgott aburteilen. Im allgemeinen zieht er den ordnungsmässigen und zeitraubenden Dienstweg vor. Die unteren Götter berichten auf dem Dienstwege in vorgeschriebener Form an den Minister Kwan Jü und erhalten auf demselben Wege ihre Befehle.

Ein besonderer Beamter im Jenseits ist mit der Regelung der Sterbefälle und der Sorge um die abgeschiedenen Seelen betraut: Der Höllenrichter Jen-lo, das ist der altindische Todesgott Jama, der mit dem Buddhismus seinen Weg nach China gefunden hat. Wenn für einen Menschen nach dem Willen des Himmels die Stunde geschlagen hat, so schickt Jen-lo einen Vollstreckungsbeamten auf die Erde, der dem Betroffenen seinen Gestellungsbefehl überreicht und mit einer Hellebarde die Seele aus dem Leibe zieht. An den Spiess gehakt, führt er sie in die Unterwelt dem Richter vor, der sie aburteilt, bestraft und — nach buddhistischer Lehre — wieder verkörpert.

Den Eingang zur Unterwelt bildet ein Brunnen bei der Stadt Föngtu, in der Vierströme-Provinz in Westchina. Die Seelen der gewaltsam Umgekommenen, Selbstmörder, Ermordeten und Hingerichteten haben keinen Führer, der sie abholt, und können so den Eingang nicht finden. Daher irren sie auf Erden herum und bemühen sich dort unterzukommen, so gut es geht. Gern versuchen sie ihrerseits einen Menschen umzubringen, um in dessen Körper zu schlüpfen an Stelle der entwichenen Seele. Dass die Seele eines Ermordeten die Zeit ihres unfreiwilligen Verbleibens auf der Erde benutzt, um sich an ihrem Mörder zu rächen, kann nicht wundernehmen. Entweder überfällt sie ihn und übt Selbstjustiz, oder sie erscheint vor dem zuständigen Richter und macht Angaben zur Sache, um die oft langsame Rechtsprechung zu fördern. Dagegen lässt sich nichts sagen. Schlimmer ist es, dass die herumirrenden Seelen auch völlig unbeteiligte Menschen schädigen, sowie rechtschaffene Seelen, die sich gerade ausserhalb ihrer Körper befin-

den, etwa während des Traumzustandes, ärgern und erschrecken, so dass sie ihren Körper nicht wieder finden und nun ebenfalls herumirren müssen, dass sie den Abgeschiedenen ihre Opferspeisen fortessen und dergleichen mehr Unfug treiben. Daher werden Hinrichtungsplätze und Stellen, wo Menschen ermordet wurden oder sich das Leben nahmen, ängstlich gemieden.

Es seien hier ein paar Worte über die Seelenlehre im allgemeinen gesagt: Der Mensch hat zwei Seelen, eine höhere, vernunftbegabte (hun) und eine niedere, unvernünftige (pai). Die höhere Seele verlässt mit dem Tode den Körper, die niedere vermag diesen dann noch allein zu halten, sie ist seine Funktionsenergie. Im Schlafe begibt sich die höhere Seele auf Wanderung und hat ihre Erlebnisse. Findet sie aus irgendeinem Anlasse nicht den Weg zu ihrem Körper zurück, so kann dieser auch mit der niederen Seele allein weiter bestehen, aber der Mensch ist blödsinnig geworden. Auch nach dem Tode und dem Hinscheiden der höheren Seele kann der Körper, wie gesagt, durch die niedere Seele noch eine Zeitlang frisch gehalten werden. Erst mit dem Erlöschen der letzteren zerfällt der Leib, und bis dahin kann das hun immer noch in ihn zurückkehren und ihn wieder zu vollem Leben erwecken. Die noch von dem pai beseelten unzersetzten Leichen sind gefährliche Wesen, Vampyre, die die Menschen aussaugen und töten. Die Geisterliteratur ist voll von solchen Vampyr Geschichten. Meist erscheinen diese Gespenster in Mädchengestalt und besuchen den Menschen eine Zeitlang. Während sie selbst täglich mehr aufblühen, wird das Opfer zusehends bleicher und zerfallener, bis es eines Tages verschwindet und dann in einem Sarge tot in den Armen eines frischen Leichnams gefunden wird.

Nun zur Tierwelt: Das eigentliche chinesische Gespenstertier ist der Fuchs. Er kann menschliche Gestalt annehmen und foppt die Leute, die sich mit ihm einlassen. Der Schlangenkultus ist altindisch und mit dem Buddhismus herübergekommen. Von den Tigern wird behauptet, sie machten sich die Seelen der von ihnen verschlungenen Menschen dienstbar. Schon mancher Tigerjäger, der neben seinen Fallen auf der Lauer lag, hat gesehen, wie plötzlich zögernden Schrittes ein Kind des Weges kam, die Fallen zerstörte und verschwand. Dann wusste er, dass es ein Geist gewesen war, ein armes Opfer des wilden Tieres, dessen Seele den Eingang zur Geisterwelt nicht finden konnte und in die Gewalt des Mörders geraten war. Als aber einmal ein Jäger sich das Herz fasste, die Falle schnell wieder einzustellen, noch bevor der Tiger nachfolgte, und ihn so noch zur Strecke brachte, da sah er, wie das Kind zurückkehrte und sich mit wehklagenden Gebärden über die Leiche des Raubtieres warf. Denn die arme Seele, die ihren Herrn und Schützer verloren hatte, war von nun an zur Ruh- und Heimatlosigkeit verdammt.

Eine besondere Art der chinesischen Gespenster sind die *Mē*: alte Gegenstände, wie Lumpen, Stöcke, Besen (man vergleiche hierzu Goethes Gedicht vom Zauberlehrling), Steinfiguren u. dgl. erwerben mit der Zeit übernatürliche Kräfte, beleben sich und gehen meist darauf aus, Menschen zu schädigen. Verfasser kennt auf einem abgelegenen Berge in Mittelchina einen Sockel einer verloren gegangenen alten Inschrifttafel in Form einer riesigen Schildkröte. Die Leute der Gegend erzählen, diese Steinschildkröte sei von selbst zugewandert. Sie habe vor wenigen Jahren noch in einem Dorfe der Umgegend gestanden. Dort sei sie eines Morgens, zum Entsetzen der Bewohner, verschwunden gewesen, worauf man sie dann auf dem Berge wiedergefunden habe. Vom Poyangsee gibt es eine Geschichte aus dem 18. Jahrhundert. Dort erschien bei hohem Wellen gange des öfteren ein schlangenartiges Tier, das die Boote umzuschlagen suchte, und dem daher die Schiffer zu opfern pfl egten. Als später einmal der See zum Teil austrocknete, fand man auf dem Grunde ein halbvermodertes Tau, das, als es zerhauen wurde, zu bluten begann. Dies Bluten und der Leichengeruch ist eine wesentliche Erscheinung bei den *Mē*-Gespenstern. Es kann vorkommen, dass man des Nachts — die Geisterstunde währt von Mitternacht bis Hahnenschrei — von unheimlichen Wesen belästigt und angegriffen wird. Fasst man zu, so hat man einen alten Gebrauchsgegenstand in der Hand, der beim Zerreißen oder Zerbrechen Blut von sich gibt und sich damit als gefährliches Zauberding erweist. Aber mit dem Zerreißen oder Zerstückeln ist der Spuk nicht getötet (man denke auch hier an Goethes Zauberlehrling). Will man das Ding unschädlich machen, so muss man es verbrennen. Sonst wächst sich solch ein *Mē* allmählich in Menschengestalt aus, bekommt Gliedmassen und Kopf. Bei diesem Stande ist es höchste Zeit, es zu vernichten, nämlich bevor es die Augen bekommen hat. Bis dahin kann es sich noch nicht recht bewegen und tastet sich unsicher einher. Mit den Augen ist es vollwertiges Gespenst geworden, und danach ist es sehr bössartig, und es ist dann auch schwer, ihm beizukommen. (Es sei hierbei bemerkt, dass auch die Götzenbilder ihre transzendente Kraft erst dadurch erlangen, dass man ihnen einen Seelenkanal einbohrt und den Zettel mit der Zauberformel einschiebt und dass man ihnen Pupillen in die Augen malt!) Alle alten Gegenstände können sich zu solchen üblen Gespenstern entwickeln. Deshalb darf man altes Gerümpel nicht im Hause behalten. Die geeignetsten Objekte dafür sind jedoch Knochen, vor allem Schädelknochen. An ihnen kann, wie wir vordem erfuhren, noch lange die niedere Seele des Verstorbenen festhaften. Mancher einsame Nachtwanderer ist schon von einem Schädel verfolgt worden, der hinter dem entsetzten Menschen daherge rollt kam, bis dieser sich durch einen Sprung über

eine Brücke oder eine Mauer rettete. Denn über solche Hindernisse können die Gespenster nicht folgen. Es wird auch erzählt, wie ein harmloser Gast, der nicht ahnt, dass unter dem Herbergzimmer eine Leiche vergraben liegt, plötzlich in seinem Bette einen eisigen Hauch verspürt. Das Schädelgespenst hat sich durch die Erde gehoben und bemüht sich, sein Opfer durch Anhauchen zu töten. Kommt der Betreffende mit dem Leben davon, so wird er am Tage nach den Knochen graben und sie verbrennen oder in ein Knochenhaus am Gräberfelde niederlegen.

Es bliebe noch von den Naturgöttern zu sprechen und den eigentlichen Berufsgespenstern. Die Verehrung der Naturgötter reicht ins graue Altertum hinauf, in die Zeit der mythischen Kaiser des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Wie dem Himmel, dem höchsten Wesen, wurde auch den Gestirnen geopfert, den Naturgewalten, den Elementen und den Hauptbergen und Flüssen des Reiches. Dazu kam der Geist der Erde und später ein Gewimmel von Berggeistern, von Dryaden und Najaden, die als die Seelen hervorragender Männer der Vorzeit gedacht waren. Heute hat fast jeder Hügel und Bach, jede Quelle und jeder Wald seine Gottheit und seinen Tempel.

Die eigentlichen Berufsgespenster, *yao kwai* geheißen, sind etwas anderes. Sie sind wahrscheinlich dem Buddhismus entnommen, den *Asuras*, Halbgöttern, und den *Pretas*, die den Heerbann *Maras* bilden, des Herrn der Sinnenwelt, und *Jamas*, des Höllenfürsten. Diese *Pretas*, eine der sechs Wiedergeburtstufen des Buddhismus, sind ihrerseits dravidischer Herkunft. Sie haben oft scheussliche Gestalt, blaue oder schwarze Gesichter, sind bisweilen auch mit Rinder- oder Pferdeköpfen versehen. Von ihnen wimmelt die Erde. Überall lauern sie auf die Menschen, um sie zu schrecken und zu schädigen. Man sieht, wie sich der Chinese in acht nehmen muss, um unbehelligt seiner Wege zu gehen. Kann man es ihm da verdenken, wenn er Tempel um Tempel baut, opfert und Weihrauch brennt, um die Geister zu versöhnen, und wenn er bei wichtigen Unternehmungen des Lebens und der Familie, bei jedem Feste und bei jeder Reise, durch Lärmen mit Gong und Raketen die Dämonen zu scheuchen sucht? — Es wird nach dem Gesagten nicht überraschen, dass auch Weissagerei und Hexenglauben in China stets eine weite Verbreitung gehabt haben. Wir reden hier von dem Wahrsager, der aus der Stellung der Gestirne die passenden Zeiten für wichtige Unternehmungen bestimmt, und dem Geomanten, der die guten oder unheilvollen Einflüsse des Erdbodens, das ist der Erdgeister, ausfindig macht und bei Grundstückserwerbung und Hausbau zugezogen wird. Beide treiben ihr Gewerbe öffentlich und werden allgemein anerkannt und befragt. Aber daneben gibt es die im geheimen wirkenden Zauberer, die durch Verwendung bestimmter Sprüche jede beliebige Hexerei auszuführen ver-

mögen. Sie können einem lebenden Menschen die höhere Seele aus dem Körper ziehen und sie sich dienstbar machen. Sie können aber auch eine Person schädigen, indem sie ein Bild von ihr anfertigen. Die Verletzungen, die sie diesem zufügen, wirken auf den Körper des Abgebildeten. Auch können sie Bilder und Figuren beleben und gegen ihre Opfer hetzen, sie können aus Papier geschnittene Lanzen und Pfeile schleudern, die sich im Wurf in wirkliche Waffen verwandeln, und dergleichen mehr.

Es sei zum Schlusse eine Geschichte gebracht, die von solchen Zauberkünsten erzählt: Da hatte im achten Jahrhundert ein Kreisbeamter seine Tochter an einen Herrn Li verheiratet, der sich eine Nebenfrau dazu nahm und ihr seine Gunst schenkte. Die Nebenfrau hasste die rechtmässige Gemahlin und wandte sich an einen Zauberer, um sie zu beseitigen. Der ging in der oben erwähnten Weise vor: Er schrieb einen Zauber auf einen Holzstab, den er in der Mistgrube des Hauses versenkte. Sodann verfertigte er sieben weibliche Figuren in verschiedenen Farben, belebte sie und verbarg sie in der Hausmauer. Es verging eine längere Zeit — die Nebenfrau war inzwischen gestorben —, da begann der Zauber zu wirken. Es ging um im Hause der Li. Zu Nachtzeiten erschienen weibliche Gestalten in verschiedenfarbigen Kleidern; Frau Li verfiel vor Aufregung in eine schwere Krankheit. Die Magier, die von dem Gatten gebeten wurden, den Spuk zu beschwören, konnten der Sache nicht auf den Grund kommen. Da versuchte es der Hausherr mit Gewalt. Er bestellte ein paar handfeste Leute, die sich auf die Lauer legten und eine der Spukgestalten ergriffen. Sie wehrte sich wie eine Rasende, aber schliesslich gelang es, sie zu bewältigen, und in einem Meer von Blut wurde sie getötet. Die Leiche wurde verbrannt. In der nächsten Nacht erschienen die andern Gespenster in Trauerkleidung und beweinten ihre getötete Gefährtin. Es gelang nun allmählich, sie alle bis auf eine einzige zu vernichten. Diese letzte verschwand bei der Verfolgung in der Mistgrube. Als Herr Li die Grube entleeren liess, fand sich auf dem Grunde ein Stab aus Holz mit folgender Aufschrift: «Ich, die Nebenfrau des Herrn Li, habe zwecks Umbringung der Beamtentochter sieben Zaubersfiguren in Auftrag gegeben. Sie befinden sich in einer Mauernische des Hauses, an einer gezeichneten Stelle. Vor Ablauf von neun Jahren sollen sie ihr Werk getan haben!» Bei Öffnung der Mauer fand man noch eine Figur versteckt, die nun ebenfalls verbrannt wurde. Hiernach hatte der Spuk ein Ende und Frau Li erlangte ihre Gesundheit wieder.

Kap—Kairo-Bahn.

Auch der Krieg hat den weitem Ausbau dieses gewaltigen Projektes nicht vollständig gehindert.

Nachdem die Kap—Kairo-Bahn im Dezember 1909 bei Sakania die Grenze des Kongostaates, im November 1910 Elisabethville und im Juni 1913 bereits Kambove, den Sitz der Verwaltung der erzeichen Provinz Katanga, erreicht hatte, ist sie jetzt bis nach Bukama am Oberlauf des schiffbaren Kongo vorgedrungen. Sie ist zwar in den vier Kriegsjahren nur um 245 Kilometer fortgeschritten, obgleich keine grossen Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren, immerhin ist die Leistung in Anbetracht der Kriegszeit anerkennenswert. Gleichzeitig wurde noch an der 450 Kilometer langen Zweigbahn von Broken Hill in Rhodesia nordostwärts nach Kituta am Südenende des Tanganjikasees gebaut, doch lässt sich nicht sagen, wann diese Strecke fertig werden wird.

Die fertige Strecke Kapstadt—Bukama ist 3922 Kilometer lang, von denen die ersten 93 Kilometer, Kapstadt—Wellington, bereits 1859 hergestellt waren, während die 950 Kilometer Wellington—Kimberley erst 1885, die 203 Kilometer Kimberley—Vryburg 1890, die 155 Kilometer Vryburg—Mafeking 1894 und die 789 Kilometer Mafeking—Buluwayo 1897 vollendet wurden. In dieses Jahrhundert fallen die Strecken Buluwayo—Viktoriafälle (443 Kilometer) 1904 vollendet, Viktoriafälle—Kalomo (149 Kilometer) 1905 vollendet, Kalomo—Broken Hill (452 Kilometer) 1906 vollendet, Broken Hill—Belgische Grenze (222 Kilometer) 1907 vollendet, Belgische Grenze—Elisabethville (61 Kilometer) 1909 vollendet, Elisabethville—Kambove (160 Kilometer) 1913 vollendet und Kambove—Bukama (245 Kilometer) 1917 vollendet.

Der ursprüngliche Plan Cecil Rhodes, die Bahn weiter östlich auf deutschem Gebiet nach Norden zu führen, wurde nach seinem Tode zugunsten der Erschliessung Katangas zurückgestellt, wobei vor allem die grossen Kupferfunde in Katanga eine Rolle spielten, daneben aber auch die Terrainschwierigkeiten an der Nordgrenze Britisch-Rhodesiens, in dem das Sumpfgelände am Bangweolo- und Moerosee bis zum Südpunkt des Tanganjikasees kaum überwindbar zu sein schienen. Der Krieg hat aber doch den Bau eines gut fahrbaren Weges von Broken Hill bis zum Tanganjikasee bewirkt, auf dem schon mehr als 10 Millionen Pfund Munition und andere Materialien für die britischen Truppen in Ostafrika transportiert worden sind, und es ist, wie oben erwähnt, längs dieses Weges auch schon ein Stück Eisenbahn gebaut worden.

Vom Nordpunkt des Tanganjika ist zwar bis zum Kivusee eine enorme Steigung zu überwinden, von da an sollen aber längs des Eduard- und Albertsees bis zum Nil die Schwierigkeiten nicht sehr gross sein. Dagegen ist eine Weiterführung längs des versumpften Niltales im Bahr el Ghazal-Gebiet kaum durchführbar. Der englische Major Cuthbert Christy, der vor dem Kriege zum Studium der Schlafkrankheit nach Uganda gesandt wurde, schlägt an Stelle dessen vor, von Wadelai oder Lado am obren Nil aus einen

grossen Bogen nach Westen zu machen und die Bahn längs der kaum Schwierigkeiten bietenden Wasserscheide zwischen den Bahr el Ghazal- und Kongozflüssen nach Darfur zu führen, von wo der Anschluss über Kordofan (El Obeid) zum mittleren Nil schon fast vollendet ist.

Die erste englische Kriegstat auf dem Viktoriasee in Deutsch-Ostafrika.

Bei Ausbruch des Krieges im August 1914 befand ich mich in Musoma am Viktoria-Nyanza in Deutsch-Ostafrika. Es liegt an der Mündung des Mara-Flusses. Dieser entspringt im englischen Gebiet und bildet mit der englischen Grenze ein Dreieck, welches von uns das Maradriek genannt wurde und im Laufe des Krieges von manchen Stürmen heimgesucht werden sollte.

Die Verbindung Musomas mit der Aussenwelt war durchaus nicht gut. Telegraphische Verbindung bestand überhaupt nicht, und mit unserer Post waren wir von der Güte unserer englischen Vettern abhängig. Jede Woche einmal, meistens am Freitag morgen, fuhr ein englischer Dampfer von Kisumu ab, und zwar abwechselnd in östlicher und westlicher Richtung um den See. Sie kreuzten sich in Musoma, so dass wir alle 14 Tage Sonnabend nachmittags oder Sonntag morgens das Vergnügen hatten, diese beiden Dampfer anlaufen zu sehen und Nachrichten zu erhalten.

Die letzte Post war am 19. Juli eingetroffen und zu dieser Zeit bereits vier bis fünf Tage alt gewesen. Sie hatte uns Nachricht von dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger gebracht, jedoch nur wenig und ganz kurze telegraphische Notizen. Von irgendwelchen Spannungen in der europäischen Diplomatie war uns absolut nichts bekannt.

Am 2. August morgens traf ein englischer Dampfer ein, welcher sich bereits zehn Tage unterwegs auf seiner Reise in westlicher Richtung um den See befand. Der am 1. oder ebenfalls am 2. August einzutreffende Dampfer, welcher uns stets die europäische Post und neuesten Zeitungen aus Britisch-Ostafrika brachte, war merkwürdigerweise bis dahin noch nicht erschienen. Als der angekommene Dampfer nach Aus- und Einladung einiger weniger Waren — das meiste liess er liegen — den Hafen verlassen wollte, fragte der Kapitän, ob er Erlaubnis habe, wieder abzufahren. Diese Frage erschien zwar etwas eigenartig, wurde jedoch von uns ahnungslos bejaht. Mit der Post angekommene Briefe aus Muansa gaben uns dann einige telegraphische Nachrichten über den gespannten Zustand in Europa.

Am 3. August traf ein Segelboot mit einem Engländer aus Südafrika nebst Frau und zwei Kindern ein, welcher zu Verwandten, die einige Tagereisen von Musoma einen Goldbergwerksbetrieb besaßen, zu gehen beabsichtigte. Er war gerade von Südafrika gekommen und hatte den

Dampfer, welcher am 31. Juli morgens von Kisumu gehen sollte, benutzen wollen. Der Dampfer fuhr jedoch nicht, sondern im Gegenteil, die englische Regierung hatte Befehl gegeben, sämtliche Waren und Post für die deutschen Häfen wieder auszuladen und die Abfahrt des Dampfers bis auf weiteres suspendiert. Von diesem Engländer erfuhren wir, dass Österreich an Serbien Krieg erklärt habe und Deutschland den Russen für ihre Mobilisierung ein Ultimatum stellte.

(Fortsetzung folgt.)

Lehranstalt für Kolonial- und Auslandskunde. Brunnen.

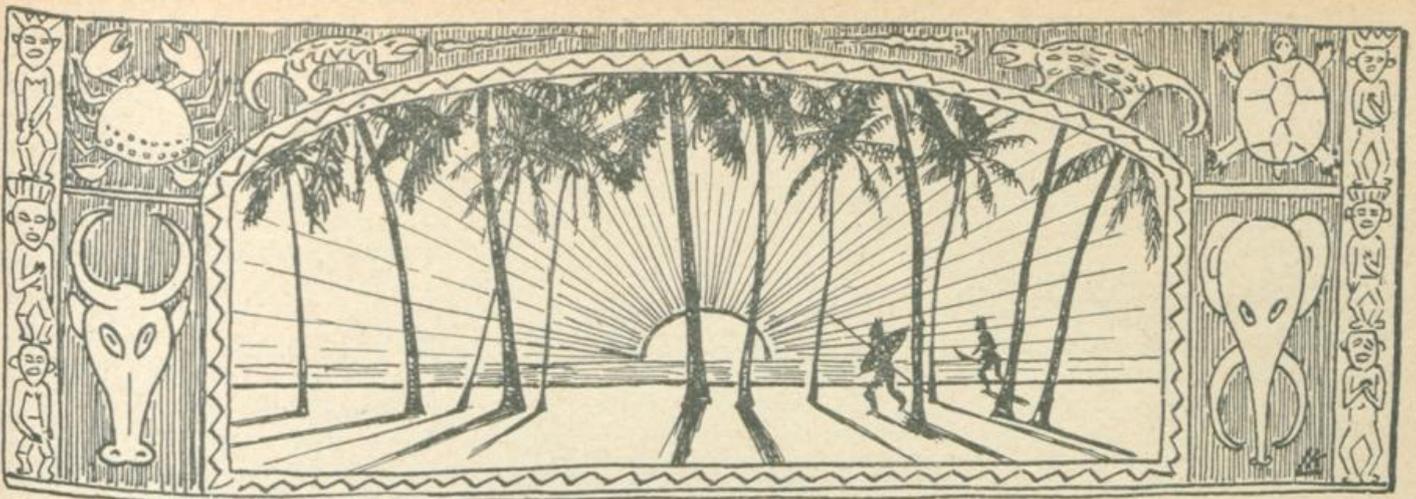
Die seit November 1917 in Davos bestehende «Lehranstalt für internierte Kolonial-Deutsche» wurde Ende September geschlossen und in neuer Form als «Lehranstalt für Kolonial- und Auslandskunde» in Brunnen am Vierwaldstättersee eröffnet. Entsprechend der neuen Bezeichnung wendet sich die Anstalt mit einem erweiterten Lehrplane an einen grösseren Hörerkreis. Die allgemeinen Vorlesungen werden ausser den bisher gepflegten Kolonialwissenschaften auch Geschichte, Kultur und Wirtschaft ausländischer Gebiete behandeln, in erster Linie solcher, die für eine friedliche Betätigung deutscher Arbeitskraft in Frage kommen. Die Mitwirkung bekannter deutscher Hochschulprofessoren, besonders solcher des hamburgischen Kolonialinstituts, ist gesichert. Die allgemeinen Vorlesungen haben am 15. Oktober begonnen. Daneben wird in Sonderlehrgängen alles das unterrichtet werden, was für den Kolonial- und Auslandsdeutschen wissenschaftlich und nützlich ist. In der Sprachengruppe hat der Unterricht in Französisch, Russisch, Türkisch, Japanisch, Mongolisch, Suaheli begonnen. Die Gruppen für Englisch und Spanisch sind in Bildung begriffen. Praktische Lehrgänge werden je nach Bedarf eingerichtet werden. In Aussicht genommen sind: Vermessungskunde, Motorenkunde, Fleischbeschau, Hülfe bei Unglücksfällen, Funkentelegraphie, Handwerk (Tischlerei, Schlosserei, Schusterei). Diese praktischen Lehrgänge sollen gleichzeitig eine willkommene Abwechslung in der theoretischen Arbeit bieten. Ein besonderer Lehrgang ist für Anwärter auf Stellen von Polizeimeistern und Stationsgehülfen im Schutzgebieten eingerichtet.

Die Lehranstalt ist in dem unmittelbar am Vierwaldstättersee gelegenen Hotel Bellevue untergebracht. Ein grosser Vortragssaal, fünf geräumige Arbeits-, Lese- und Unterrichtszimmer und eine Bücherei stehen den Teilnehmern jederzeit zur Verfügung.

Mit Lehrmitteln ist die Anstalt gut ausgestattet. Eine reichhaltige Bücherei ist von heimischen Behörden und wissenschaftlichen Vereinigungen zur Verfügung gestellt. Zahlreiche Zeitungen liegen im Lesezimmer auf. Die gebräuchlichsten Vermessungsinstrumente stehen zu Übungszwecken zur Verfügung. Die Vorlesungen werden durch Anschauungsmittel, besonders durch Vorführung von Lichtbildern, erläutert. Der Sonnabend bleibt von Unterricht frei, um Gelegenheit zu turnerischen und sportlichen Übungen zu geben.

Die Lehranstalt will nicht allein durch Unterricht die Möglichkeit zur Weiterbildung geben. Durch gemeinsame Aussprache, durch Austausch der in den verschiedensten Weltteilen gesammelten Erfahrungen und durch kameradschaftliche Zusammenkünfte ihrer Teilnehmer, Offiziere wie Mannschaften, will sie den einzelnen Gelegenheit zur Erweiterung seiner Kenntnisse und Ansichten geben. Diesem Zwecke sollen auch die einmal wöchentlich abends geplanten Lichtbildervorträge mit geselligem Beisammensein dienen, zu denen weitere Kreise gebeten werden sollen.

Deutsche Internierten-Druckerei, Bern.



BLÄTTER DER LEHRANSTALT FÜR KOLONIAL- UND AUSLANDSKUNDE

Nr. 5.

Transafrikanische Eisenbahnen.

Die ältern afrikanischen Eisenbahnen sind meistens Stichbahnen, von der Küste nach einem besonders erschliessenswerten Gebiete führend; sie ermangeln des Zusammenhanges und zerlegen Afrika in einzelne, oft feindliche Interessengebiete. Die jetzt zur Vollendung heranreifenden afrikanischen Eisenbahnbaupläne lassen die Absicht eines Zusammenschlusses in ein feststehendes transafrikanisches Verkehrssystem erkennen. In dem Bilde treten besonders zwei Verkehrszentren hervor, das grosse zentralafrikanische Eisenbahnkreuz und die Senegal-Niger Linie.

1859 wurden in Natal die ersten Schienen gelegt, ihr folgte 1864 die erste Bahn von Kapstadt. Nachdem 1864 die Diamanten in Transvaal gefunden, drangen in rascher Folge Bahnen von der Küste nach Norden und Nordwesten. Bald begann man den Gedanken, die beiden heutigen englischen Machtzentren Afrikas — Kap und Kairo — durch einen Schienenweg zu verbinden, in die Tat umzusetzen. Seit 1902 läuft der Sambesi-Express von Kapstadt nach den Viktoriafällen; 1906 war Broken Hill, am 12. Dezember 1909 Sakania, die Grenzstation des belgischen Kongo, 3456 km von Kapstadt, erreicht. Heute schiebt sich die Gleisspitze über Bukama nach Kavalo, dem Südpunkt der Kongobahn, vor.

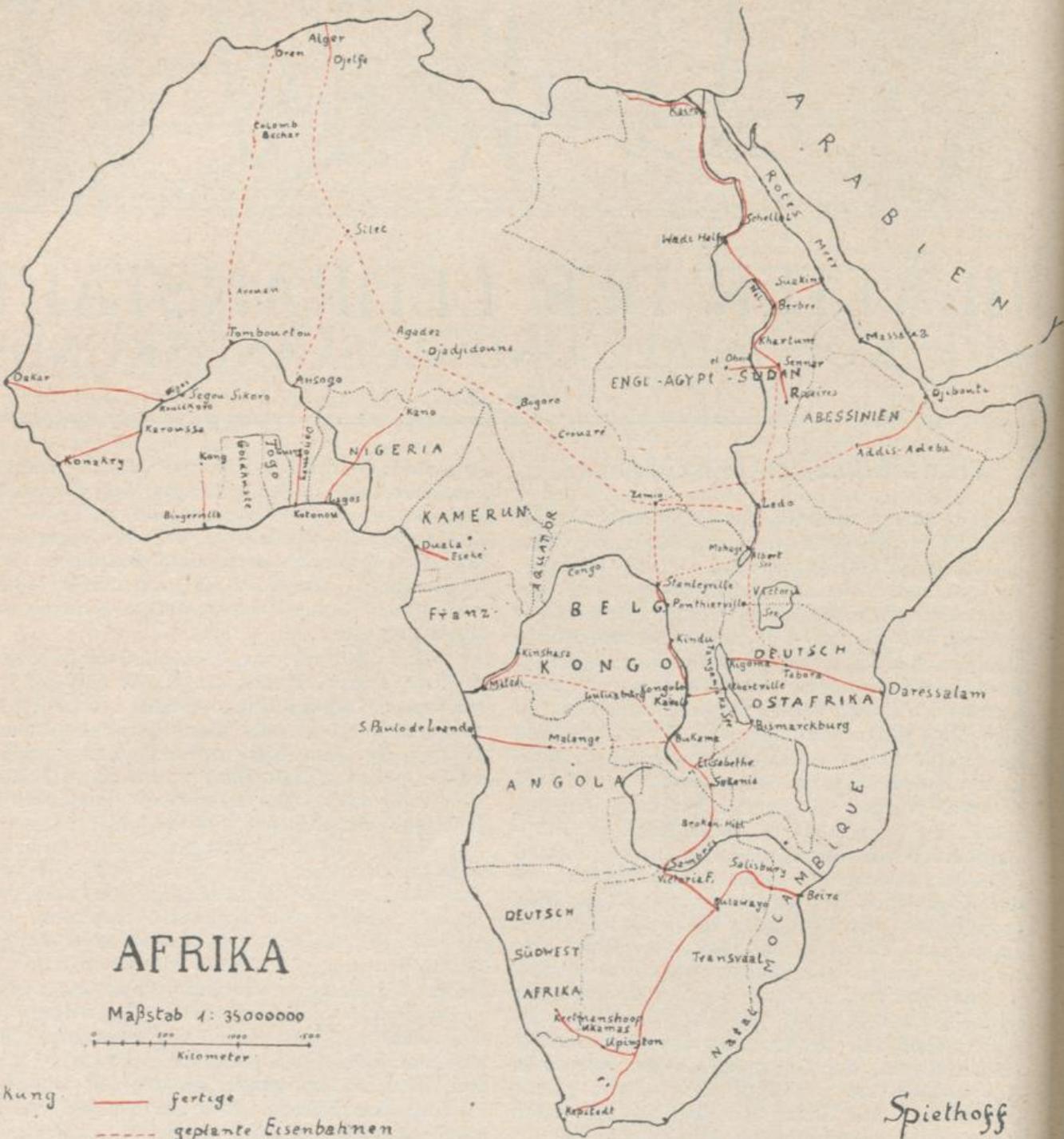
Vom Mittelmeer bis Roseives an der abessinischen Grenze, rund 3000 km, führt die Bahn, nur einmal durch Nilschiffahrt zwischen Schellal und Wadi Halfa unterbrochen. Von Kosti, dem Übergangspunkt der Bahn El Obeid-Sennar über den Nil, ist der Nil schiffbar, ausser einer 150 km langen Strecke südlich Ladó, bis zum Albertsee. An der durchgehenden Verbindung Kairo-Kap fehlen demnach folgende Stücke: a) 150 km süd-

lich Ladó; b) Bukama-Kavalo 400 km; c) Stanleyville-Albertsee 750 km. Ob die Kap-Kairobahn den Bogen nach Westen macht und auf der Strecke Kavalo-Stanleyville auf die Kongobahn übergeht, lässt sich noch nicht übersehen. Vorläufig streckt der Nord-Südbahn die West-Ostverbindung (Kongo-Davessalam) von Kavalo die Hand entgegen.

1898 wurde die vom belgischen Oberst Thyss gebaute Transcongolais im Hafen Matadi am schiffbaren untern Kongo eröffnet. Die Transcongolais besteht aus vier Eisenbahnstrecken (Matadi-Khinshaué 338 km; Stanleyville-Ponthierville 125 km; Kindu-Kongolo 335 km; Kavalo-Albertville am Tanganjika 271 km) und den Schiffsfahrtsstrecken Khinshassa-Stanleyville, Ponthierville-Kindu, Kongolo-Kavalo; zusammen rund 4000 km. Am Taugaujika findet man in Kigomo Anschluss an die 1225 km lange, am 2. Februar 1914 eröffnete ostafrikanische Seebahn und erreicht in 22 Tagen Daressalam vom Kongo- und her.

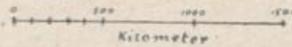
In unmittelbarer Verbindung mit den zentralafrikanischen Bahnen steht das südafrikanische Eisenbahnnetz, das 1913 13,580 km Länge hatte, und seit 1915 über Keetmanshop-Ukamas-Upington die 2221 km langen deutsch-südwestafrikanischen Eisenbahnen. Auf Umwegen (Beiva-Salisbury-Bulawago) ist Portugiesisch-Ostafrika angeschlossen; auch hier plant man Verbesserung der Anschlüsse.

Grosse Eisenbahnbaupläne suchen in Zentralafrika den Anschluss an die ausgebauten Bahnen. Seit 1912 wird eine Linie Algier-Kongo-Nil erkundet; sie soll im allgemeinen laufen von Jelfa über Silet-Algadez-Djadjdouana-Bogovo-Crouavé-Zenio nach Ladó am Nil; mit Abzweigungen von Silet nach Ausogo am Niger; von Djadjdouana



AFRIKA

Maßstab 1: 35000000



Bemerkung

- fertige
- - - geplante Eisenbahnen

Im Kroké ist nur hervorgehoben
was in der Ausarbeitung gesagt ist.

Spiethoff

nach Kano, der Endstation der Nigerienbahn; von Zenio nach Stanleyville. Ob an diese Bahn später eine der Kameruner Bahnen herangehen wird, bleibt abzuwarten; ist jedoch nicht unwahrscheinlich. Dem Gedanken, einer möglichst gradlinigen Verbindung Dakar-Djibouti, entsprang ein früherer Plan, Zenio mit Addis Abeba zu verbinden. Während des augenblicklichen Krieges tauchte der Wunsch nach einer Linie Kogovo-El Obeid auf.

Nach den Verhandlungen in der Londoner geographischen Gesellschaft vom 28. Januar 1918 wird demnächst eine Verbindung festgelegt werden: a) von Stanleyville nach dem Albertsee; b) von Elisabethville, an der Kap-Kairobahn, nach Bismarckburg, an der Südspitze des Tanganjika, dann Dampfverbindung nach Kigoma, der Hafenstation der ostafrikanischen Seebahn; c) von Tabora, an der Seebahn, nach Mahagi am Albertsee. Jede dieser Strecken ist die Vollen- dung der Verbindung Kap-Kairo. Der häufige Wechsel zwischen Wasser und Schienenweg entspricht nicht mehr modernen afrikanischen Ansprüchen; es soll daher Chartum mit Mahagi durch Eisenbahn verbunden werden und eine Bahn laufen von Matadi über Luluaburg in der Richtung auf den obern Kongo (Bukama). Nach dem Neptune vom 18. August 1918 wird die Loandabahn, welche heute S. Paolo di Loando mit dem 500 km entfernten Malonge verbindet, nach Bukama weitergeführt werden.

Von dem nach einem einheitlichen Plane des Generalgouverneurs Kourne angelegten Eisenbahnnetz Französisch-Westafrikas sind bislang 3000 km ausgebaut. Das Rückgrat dieses Systems ist die Querlinie: Senegalbahn (Dakar-Gondokorro-Segu Sikoro am Niger)-schiffbarer Niger bis zur Grenze von Englisch-Nigerien. Von dieser Linie sollen Verbindungen nach der Küste gehen. Von Konakry erreicht heute der Schienenweg Karoussa auf dem Marsch nach dem Niger. Von Binger- ville strebt die Bahn über Koug, von Cotonou (Dahome) über Geny dem Niger zu. Zur Ver- bindung des westafrikanischen mit dem 3500 km langen nordafrikanischen Eisenbahnnetz ist nach L'Information im Sommer 1918 der seit Jahren schlummernde Plan der Bahn Oran-Colomb Béchar-Erouan-Timbuktu wieder aufgenommen. Endlich denkt man an eine direkte Verbindung Oran-Dakar und an eine dem Mittelmeer parallel laufende Bahn. Man hofft durch die Landver- bindung mit Dakar den südamerikanischen Post- und Personenverkehr über Oran nach Dakar zu lenken und so die Seereise auf die fünf Tage dauernde Überfahrt Dakar-Pernambuko zu be- schränken. Von der Transsaharalinie nach dem roten Meer erhoffen die Franzosen die Ableitung des Post- und Personenverkehrs nach dem fernen und mittlern Osten. Man darf die Bahnbaupläne in Französisch-Westafrika nicht allein unter dem Gesichtswinkel dieser Hoffnungen betrachten. Vorläufig ist Westafrika das Land, aus dem

Frankreich vorzugsweise seine farbigen Soldaten holt. Hieraus erklärt sich die Höhe des bereits investierten Kapitals. Für westafrikanische Bahn- bauten wurden im französischen Parlament ver- langt 1911 Fr. 138,000,000, 1912 Fr. 420,000,000.

Der Zusammenhang der transafrikanischen Bahnbauten und Pläne macht den Eindruck der Internationalisierung der afrikanischen Verkehrs- politik und lässt eine rasche Kulturwelle und wirtschaftliche Erschließung des Erdteils er- hoffen. Bleibt aber die afrikanische Verkehrs- politik in der Hand eines Völkerkonsortiums, dem nicht alle europäischen Kolonialmächte an- gehören, so werden die afrikanischen neuzeit- lichen Verkehrswege ein Mittel, das man jeder- zeit militärisch ausnützen kann. Afrikanische Eisenbahnen als strategisches Instrument gegen europäische Völker laufen aber durchaus den hohen Aufgaben zuwider, welche die Europäer den Urbewohnern Afrikas gegenüber übernommen haben.

Rittmeister von Roeborn, zurzeit Brunnen.

Die erste englische Kriegstat auf dem Viktoriasee in Deutsch-Ostafrika.

(Schluss.)

Am 5. August trafen dann Eilboten vermittels Dau von Muansa ein, welche uns einigermaßen über den Stand der Dinge aufklärten und uns Gewissheit gaben, dass ein Krieg unvermeidlich geworden sei. Dass England mit in den Krieg eintreten würde, wurde allgemein als eigentlich den englischen Interessen bzw. Gebräuchen wider- sprechend zurückgewiesen.

Endlich am 10. August traf eine neue ent- scheidende Nachricht von Muansa ein. Bis dahin hatten wir noch immer auf das Eintreffen des englischen Dampfers gehofft. England hatte uns nun aber doch laut eingetroffenen telegraphischen Nachrichten am 4. August den Krieg erklärt. Ein Ausbrechen des Krieges in der Kolonie wurde eigentlich nicht befürchtet, man stützte sich auf die Kongo-Akte, doch wurden sofort alle Vorsichts- massregeln getroffen. Alle Reservisten, Europäer sowie Askari, wurden zu den Waffen gerufen, um mit den wenigen vorhandenen schwarzen Polizei- truppen die Grenze zu bewachen.

Oberleutnant d. R. Schulz, ein Pflanzler auf der Halbinsel Majita, früherer Bezirksneben- stellenleiter in Schirati, erhielt von Hauptmann Braunschweig aus Muansa, welcher mit dem Kommando der Schutztruppen-Abteilung Muansa-Bezirk betraut worden war, den Auftrag, das Nötige für den Grenzschutz einzuleiten. Am Zwölften morgens brach Leutnant d. R. Becker mit sechs Askari zur Grenzbewachung nach dem Masai-Gebiet auf, da man Unruhen der Masai befürchtete. Mein Bruder, Uffz. d. R., Brodersen sollte über Schirati an der Grenze entlang pa- trouillieren und Lt. Becker im Masai-Gebiet treffen

Am Zwölften abends fuhren Oberlt. Schulz, mein Bruder und ich, sowie einige Askari per Dau nach Schirati, einer nahe der englischen Grenze gelegenen Polizeistation, wo wir am Dreizehnten morgens gegen 10 Uhr landeten. Hier hatten sich bereits einige weitere Europäer eingefunden, und im Laufe des Tages meldeten sich noch einige freiwillige Schwarze, auch ein Afghane, um Dienst an der Grenze mitzumachen. Unsere Kräfte waren auf sieben Europäer und gegen 30 Askari gestiegen. Mein Bruder brach am Vierzehnten morgens mit vier Askari auf, um, an der Grenze entlang, Leutnant Becker im Masai-Gebiet zu treffen und zu unterstützen, falls die Engländer versuchen sollten, die Masai gegen uns aufzuwiegen.

An demselben Tage kamen zwei Dauen in Sicht und da der Wind sehr schwach war, konnte es lange Zeit dauern, ehe sie durch Kreuzen das Ufer erreichten. Ich machte daher den Vorschlag, ihnen ein Ruderboot entgegenzusenden, um wahrscheinlich eintreffende neue Nachrichten und Befehle schnellstens zu erhalten. Während dieses Boot unterwegs war, wurde ein von englischer Seite rasch näher kommender Dampfer sichtbar, dessen Bewegungen von uns mit Spannung verfolgt wurden. Unser Boot hatte bereits beide Dauen besucht, die Briefe in Empfang genommen und sich auf den Heimweg gemacht, als es, sowie die noch am weitesten draussen befindlichen Dauen von dem inzwischen herangekommenen Dampfer heftig mit Gewehrfeuer beschossen wurden. Wir besetzten rasch Zoll- und Hafenanlagen, um einen Landungsversuch der Engländer zu verhindern. Unser Boot erreichte glücklich das Ufer ohne Schaden. Die eine noch ziemlich weit draussen liegende Dau wurde jedoch zum Streichen der Segel gezwungen, gekapert und von dem Dampfer in Schlepptau genommen. Die zweite Dau war mittlerweile auf zirka 500 Meter dem Ufer nahe gekommen und lag dem englischen Piraten scheinbar zu weit in der Gefahrzone. Der Dampfer hielt sich vorsichtig einige tausend Meter vom Ufer entfernt, und ein von uns darauf abgegebenes Schützenfeuer, Kanonen besaßen wir ja leider keine und auch nur sieben weittragende Gewehre, liess ihn sich noch eiligst weiter entfernen und bald siegesbewusst mit der gekaperten Dau verschwinden.

Dies war die erste von den Engländern vollbrachte Kriegstat, und nun wussten wir wirklich, dass der Krieg seinen Anfang genommen hatte und auch in unsere Kolonie hineingetragen worden sei.

Wir richteten nun noch mehr Grenzschutzposten ein, aber vorläufig begnügte der Engländer sich damit, Dauen zu entführen, wobei er sorgfältig vermied, den Ufern zu nahe zu kommen.

R. A. Brodersen.

Die Ölpalme und ihre Bedeutung für die deutsche Wirtschaft.

Von Leutnant d. R. Luckhardt, Pflanzungsleiter aus Kamerun, z. Zt. Davos.

Die Ölpalme ist seit alters her die wichtigste Kulturpflanze Westafrikas. Sie liefert den Negern Speise, Trank, Salböl und Baumaterial. Ihr Vorkommen beschränkt sich allein auf die Westküste Afrikas, vom Senegal bis nach Angola hinunter. Nach Osten dringt sie bis an die zentralafrikanischen Seen vor. In unbedeutender Zahl ist sie in Ostafrika, Westindien und auf den Sunda-inseln angepflanzt worden.

Diese für unsere Volkswirtschaft vor dem Kriege so überaus wichtige Fettpflanze ist nur wenigen richtig bekannt gewesen. Die Kokospalme, obwohl an Bedeutung geringer als die Ölpalme, war für jedermann ein geläufiger Begriff. Die wenigsten haben sich vor dem Kriege den Kopf darüber zerbrochen, wo die Öle und Fette für unsere grosse Margarine-, Seifen- und Stearinindustrie herkamen. Bei dem Begriff Margarine rümpften die meisten nur die Nase, wären aber jetzt froh, einige Kilogramm davon hamstern zu können. Einige später folgende Zahlen werden uns zeigen, in wie hohem Masse die Ölpalme neben den anderen kolonialen fettliefernden Pflanzen hier beteiligt ist.

Wie für die menschliche Ernährung und Industrie die Fette, so waren für unsere Landwirtschaft die Pressrückstände der Fettindustrie, die Ölkuchen und Ölkuchenhühle, von grosser Bedeutung. Diese sogenannten Kraftfutter- oder Edelfuttermittel bedingten die hohe Fleisch- und Milchproduktion unseres Viehbestandes. Der Bedarf hieran war so gross, dass die Pressrückstände unserer eigenen grossen Ölindustrie nicht ausreichten und wir weitere 543,000 Tonnen Ölkuchen und Ölkuchenhühle einfuhrten.

Der Krieg hat allen gezeigt, dass wir unseren hohen Bedarf an Fetten und Ölkuchen aus dem Auslande decken müssten und dass wir niemals in der Lage sein werden, diese notwendigen Stoffe im Inland zu erzeugen. Dazu fehlt es uns an ergiebigen Fettpflanzen und an der dazu notwendigen Ackerfläche. Wir werden also nach dem Kriege gezwungen sein, unseren hohen Bedarf an Pflanzenfetten auch weiterhin aus dem Auslande zu decken. Den Hauptanteil an unserem Gesamtbedarf hatte das koloniale, tropische Auslande. Unter der Sonne der Tropen gedeihen die reichtragenden Öl- und Fettpflanzen, wie: Ölpalme, Kokos, Sesam, Erdnuss usw.

Neben einer Erzeugung von etwa 1,100,000 Tonnen tierischer Fette, wie: Butter, Schmalz und Talg, führten wir im Jahre 1913 an pflanzlichen Fettstoffen in Deutschland ein:

Koloniale Fettrohprodukte, wie: Palmkerne, Copra (Kokos), Sesam, Baumwollsaat, Erdnüsse und Sojabohnen . . .	992,000 T. = 358 Mill. Mark
Raps, Rübsen, Leinsamen, Mohn . . .	734,000 » = 175 » »
	<u>1,726,000 T. = 533 Mill. Mark</u>
An Ölkuchen . . .	534,000 » = 80 » »
	<u>2,260,000 T. = 612 Mill. Mark</u>

Von dem eigenen Bedarf von rund 1,750,000 T. wurden nicht einmal 50,000 T. im Lande erzeugt. Aus den 1,750,000 T. wurden 200,000 T. Margarine hergestellt und der Rest teilweise zur Herstellung von Seifen, Stearin, Schmierölen, Farben usw. verwandt. Die Pressrückstände, die verschiedenen Ölkuchen, ergaben die wertvollen Kraftfuttermittel.

An der Importzahl kolonialer Fettstoffe von 992,000 T. war die Ölpalme sehr bedeutend beteiligt. Die Westküste Afrikas lieferte an Palmkernen 325,000 T. davon gingen nach Deutschland . . . 236,000 »

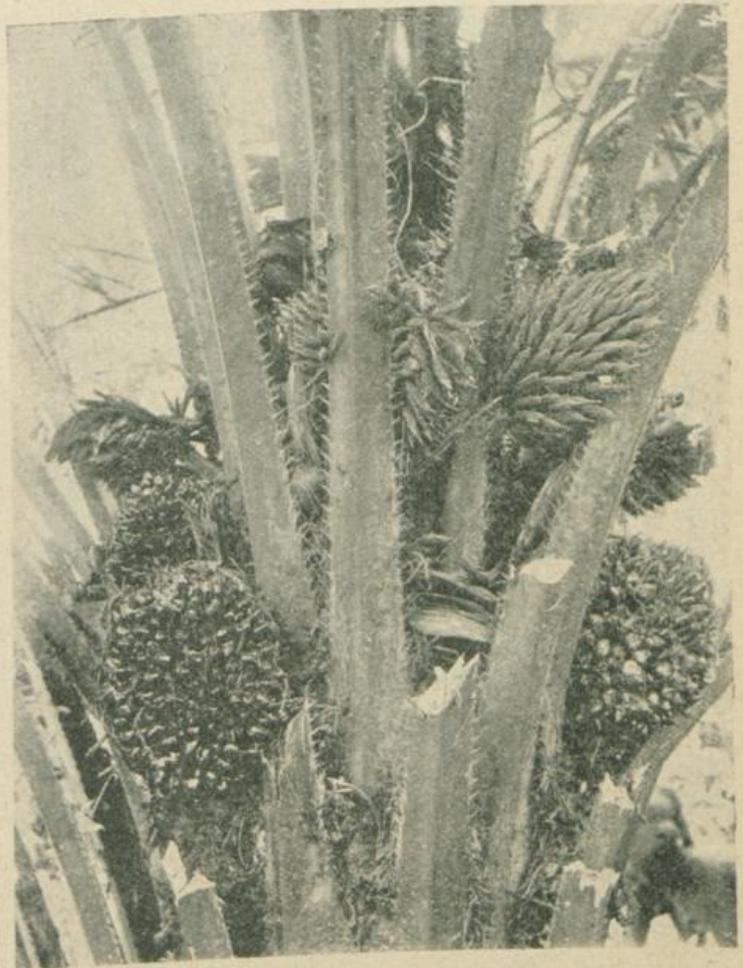
Unsere beiden Kolonien Kamerun und Togo waren daran vorläufig nur mit 26,000 T. beteiligt. Es bedarf also keiner weiteren Begründung, dass es im Interesse unserer Volksernährung, Landwirtschaft und Industrie liegt, koloniale Gebiete zu besitzen, die zur Erzeugung von pflanzlichen Fett- und Ölstoffen herangezogen werden könnten.

In ganz hervorragender Weise haben wir solche Gebiete in Kamerun und Togo zu suchen. Wenn auch aus Westafrika vom Niger bis zur Goldküste und Sierra Leone 270,000 T. Palmkerne und aus dem mittelafrikanischen Gebiet von Kamerun und dem Kongo nur 27,000 T. Palmkerne ausgeführt wurden, so steht diese geringe Menge in keinem Verhältnis zu dem gewaltigen Reichtum an Ölpalmen dieser Landesteile. Es mangelte diesen Landstrichen an den nötigen Bahnen und Automobilstrassen, um diese natürlichen Bestände auszubeuten. Allein in Kamerun schätzte man den Bestand an tragenden Ölpalmen an 25 Millionen Stück. Davon konnte nur der kleinste Teil genutzt werden. Das mittel- und westafrikanische Ölpalmenvorkommen ist das bei weitem bedeutendste, wertvollste, sowie sicherste Pflanzenfettvorkommen der Erde. Hier sind ungeheure Flächen mit bereits tragenden Ölpalmenbeständen, die mit einem geringen Aufwand von Arbeit schnell zu hochtragenden Pflanzungen umgewandelt werden könnten. Deshalb ist die Ölpalme zweifellos die Ölpflanze der nächsten Zukunft, denn auch an Ertrag kommt ihr keine andere Ölpflanze der Welt gleich.

Der sichere Hektarertrag einer Ölpalmenpflanzung ist auf eine Tonne Palmöl und eine Tonne Palmkerne im Werte von zusammen 1000 Mark zu veranschlagen, vorausgesetzt, dass die Ausbeute auf maschinellem Wege durch den Europäer erfolgt.

Die Ölpalme ist eine einhäusige Fiederpalme von schlankem, hohem Wuchs. Der stets gerade Stamm wird 12—25 m hoch und 20—40 cm dick. Der Gipfel zählt 20—25 Fiederblätter, die eine Länge von 3—7 m erreichen. Männliche und weibliche Blütenstände kommen auf der gleichen Pflanze vor. Auf nebenstehender Abbildung sieht man oben die beerenartigen männlichen Blütenstände, darunter die bereits ausgebildeten Fruchtstände in den Blattachseln sitzen. Diese Fruchtstände oder Bündel bestehen aus 800 bis 1500 zwischen Spelzen und dornigen Deckblättern sitzenden pflaumengrossen, violetschwarzen bis roten Früchten. Ein Fruchtbündel hat ein Gewicht von 10—60 kg. Jede Frucht besteht aus einem äusseren, stark ölhaltigen roten Fruchtfleisch. Dieses umgibt eine meist dickschalige Nuss, in deren Inneren sich ein weisser, harter Kern, der Palmkern, befindet.

Aus dem äusseren Fruchtfleisch gewinnt man an Ort und Stelle das rote Palmöl, das der Eingeborene für seine Speisen braucht und das deshalb nur zum geringeren Teil zum Export kommt. Es findet in der Seifenfabrikation Verwendung. Aus dem Palmkern gewinnt der Eingeborene nur selten das Öl. Palmkerne bilden also das Hauptprodukt für den Export. Das Palmkernöl wird erst in Europa gewonnen.



Ölpalme und ihre Bedeutung.

Ihre Verbreitung findet die Palme durch die Wanderwirtschaft der Eingeborenen und durch alle wilden Tiere, besonders Buschhunde, Affen, Schweine, Elefanten und Raubvögel, die alle gern die Früchte fressen.

In den letzten fünf Jahren vor dem Kriege begann der Europäer mit der plantagenmässigen Anpflanzung und Ausnutzung der vorhandenen Wildbestände. Im vierten bis fünften Jahre nach der Anpflanzung kann man auf einen ersten Ertrag rechnen. 10—15 Bündel von 1—3 kg kommen dann in der Regel zur Reife. Später nimmt die Zahl der Bündel ab und das Gewicht zu. Erwachsene Palmen tragen 2—6 Bündel per Jahr von 10—50 kg Gewicht. Die gute Ertragsfähigkeit soll bis zum 50. Jahre anhalten.

Im zehnten Jahre soll die Palme in Kamerun					
2—63 kg Öl		im Werte von Mk. 1.60 und			
3,5 » Kerne	»	»	»	»	1.05 liefern.
					<u>Mk. 2.65</u>

Das ergibt bei einem Bestande von 180 bis 200 Palmen per Hektar einen Bruttoertrag von 475 bis 530 Mark. Die volltragende Palme soll dann im 15. Jahre den Ertrag um das Doppelte steigern.

Zur Zeit der Reife ersteigen die Arbeiter mit Hilfe von Kletterschlingen den Stamm und schlagen mit dem schweren Haumesser die Fruchtbündel ab.

Bei keiner anderen Nutzpflanze war die Aufnahme der Kultur derart von der Schaffung rationeller Ausbeutungsmaschinen abhängig wie bei der Ölpalme. Die unrationelle Gewinnung von Öl und Kernen seitens der Eingeborenen konnte nicht zur Anlage von Ölpalmenpflanzungen reizen.

Der Eingeborene kocht in der Regel die aus den Bündeln herausgeklopften Früchte, stampft sie dann in Gruben oder Kanoes, bis das äussere Fruchtfleisch vollkommen zerkleinert ist. Aus dieser Masse wird dann das Öl auf verschiedene Weise durch Ab- und Ausschwemmen vermittels Wasser gewonnen. Die Nüsse lässt man zunächst zum Trocknen auf Haufen liegen und knackt sie dann mit Steinen einzeln mit der Hand auf. Die primitive Art der Aufbereitung ergibt 9—12 Ev. Öl mit hohem Fettsäuregehalt, das für die Speisefettfabrikation nicht geeignet ist. Dieses Öl findet in der Seifenfabrikation Verwendung.

Seit etwa 15 Jahren hat man nun in deutschen und französischen Kolonien mit der maschinellen Verarbeitung der Palmfrüchte begonnen. Die Maschinen waren zwar noch nicht vollkommen, das Ergebnis war aber doch schon ein befriedigendes. Aus dem Fruchtfleisch wurden 16—18 Ev. Öl gewonnen, das in der Speisefettfabrikation verarbeitet werden konnte.

Es hatten sich im wesentlichen zwei Verfahren, das sogenannte «trockne» und «nasse» Verfahren, herausgebildet. Darauf genauer ein-

zugehen, verbietet mir der Raum. Dem trockenem Verfahren gebührt der Vorzug. In Deutschland beschäftigten sich die Firmen Krupp-Grusonwerk, Haake-Berlin, Martin-Braunschweig und Humboldt-Köln mit dem Bau der Maschinen. In Kamerun arbeiteten vor dem Kriege bereits fünf Ölfabriken mit gutem Erfolge, in Togo deren zwei.

Eine Fabrik enthält etwa folgende maschinelle Einrichtung:

1. Dämpfer oder Kocher, in denen die ausgespelzten Früchte aufgeschlossen werden.
2. Schälmaschinen oder Stampfmaschinen, die das rote äussere Fruchtfleisch von der Nuss trennen.
3. Hydraulische Pressen, die das rote Öl aus dem Fruchtfleisch pressen.
4. Kocher zum Raffinieren des Öls.
5. Trockenanlagen für die Nüsse.
6. Nussknackmaschinen (Gewinnung der Palmkerne).
7. Palmkernsortiermaschinen.

Der Antrieb dieser verschiedenen Maschinen erfolgte durch Dampf- oder Wasserkraft.

Im Interesse der Eingeborenenwirtschaft wäre es von Wichtigkeit, geeignete Maschinen für Handbetrieb zu schaffen. Besonders wichtig wären Schäl- und Knackmaschinen.

Woher stammt der Ausdruck Schutzgebiet ?

Von Laverrenz, Reg.- und Baurat (Togo), Leut. d. Res.,
zurzeit Davos.

Unsere Kolonien pflegen wir meistens mit dem gut deutschen Ausdruck «Schutzgebiete» zu bezeichnen. Wir sprechen vom Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika, Schutzgebiet Kamerun usw. Im täglichen Sprachgebrauch wie im amtlichen Stile, in Gesetzen und Verordnungen, hat sich die Bezeichnung «Schutzgebiet» ein unbestrittenes Bürgerrecht erworben. Das älteste und wichtigste Reichsgesetz über die Rechtsverhältnisse in unsern Kolonien trägt den Namen Schutzgebietsgesetz. Sein § 1, der den Grundpfeiler des deutschen staatlichen Kolonialrechts bildet, lautet: «Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reiches aus». Was heute unter dieser «Schutzgewalt» zu verstehen ist, unterliegt keinem Zweifel. Sie ist der Inbegriff aller staatlichen Hoheitsrechte, also nichts anderes als die volle Staatsgewalt, die das deutsche Reich in seinen Überseebesitzungen ausübt. Diese sind also nicht nur lose angegliederte Gebiete, die mit dem Mutterlande durch ein besonders geartetes Schutzverhältnis in lockerem Zusammenhange stehen, sondern gleichsam überseeische Provinzen des deutschen Reiches, die ebenso wie das europäische Heimatland durch eine und dieselbe Staatsgewalt regiert werden. Wir sehen also, dass, streng genommen, die Be-

zeichnung «Schutzgebiet» heute nicht mehr den Kern des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und seinen Kolonien trifft. Woher sie stammt und wie sie geschichtlich entstanden ist, soll im folgenden kurz erläutert werden.

Die Erwerbung unserer Schutzgebiete geht bekanntlich in das Jahr 1884 zurück. Am 24. April 1884 richtete Fürst Bismarck an den deutschen Konsul in Kapstadt die denkwürdige Drahtung: «Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranje-Fluss auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, dass er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen.» Mit dieser Kundgebung, die sozusagen die Geburtsurkunde der deutschen amtlichen Kolonialpolitik darstellt, trat unser Vaterland in die Reihe der Kolonialmächte ein. Schnell folgte die Flaggenhissungen in Afrika und der Südsee. Am 5. Juli 1884 wehten die deutschen Farben in Bagida an der Togoküste, am 14. Juli in Duala an der Mündung des Kamerunflusses und am 3. November auf dem kleinen Eiland Matubi vor der Gazellhalbinsel, der Insel Neupommern im Bismarckarchipel. In Ostafrika begannen Dr. Karl Peters, Graf Pfeil und Dr. Jühlke als Beauftragte der Gesellschaft für deutsche Kolonisation mit frischem Wagemute ihre Tätigkeit und sicherten im November und Dezember 1884 durch Verträge mit verschiedenen ostafrikanischen Sultanen ein ansehnliches Gebiet. Mit diesen Erwerbungen war der Grundstein zu unserem Kolonialbesitz vor dem Kriege gelegt.

Wie dachte sich nun Bismarck die Erschließung und Verwaltung der neu erworbenen Gebiete? Aufschluss hierüber gibt seine grosse Reichstagsrede vom 26. Juni 1884, in der die Richtlinien der von ihm ins Auge gefassten Kolonialpolitik niedergelegt sind. Danach bestand die Absicht: «Weniger in der Form der Anektierung von überseeischen Provinzen an das deutsche Reich vorzugehen, als in der Form der Gewährung von Freibriefen nach Gestalt der Royal Charters* im Anschluss an die ruhmreiche Laufbahn, welche die englische Kaufmannschaft bei Gründung der ostindischen Kompagnie zurückgelegt hat, und den Interessenten der Kolonie zugleich das Regieren derselben im wesentlichen zu überlassen . . .». Weiter heisst es: «Unsere

Absicht ist, nicht Provinzen zu gründen, sondern kaufmännische Unternehmungen, aber in der höchsten Entwicklung, auch solche, die sich eine Souveränität, eine schliesslich dem deutschen Reiche lohnbar bleibende, unter seiner Protektion stehende kaufmännische Souveränität erwerben, zu schützen in ihrer freien Entwicklung sowohl gegen die Angriffe aus ihrer unmittelbaren Nachbarschaft als gegen Bedrückung und Schädigung von seiten anderer europäischer Mächte.» Hinsichtlich der dem Reiche entstehenden Geldlasten ist endlich folgende Stelle bezeichnend: «Im übrigen hoffen wir, dass der Baum durch die Tätigkeit der Gärtner, die ihn pflanzen auch im ganzen gedeihen wird, und wenn er es nicht tut, so ist die Pflanze eine verfehlt, und es trifft der Schaden weniger das Reich, denn die Kosten sind nicht bedeutend, die wir verlangen, sondern die Unternehmer, die sich in ihren Unternehmungen vergriffen haben.»

Nach diesen Gesichtspunkten sollten also kaufmännische Unternehmungen die Träger der kolonisierenden Tätigkeit in den neuen Gebieten sein. Das Reich wollte mit der erschliessenden Arbeit der Verwaltung und Regelung der inneren Angelegenheiten in den Kolonien möglichst wenig zu tun haben, sondern ihnen nur seinen «Schutz» nach aussen gewähren.

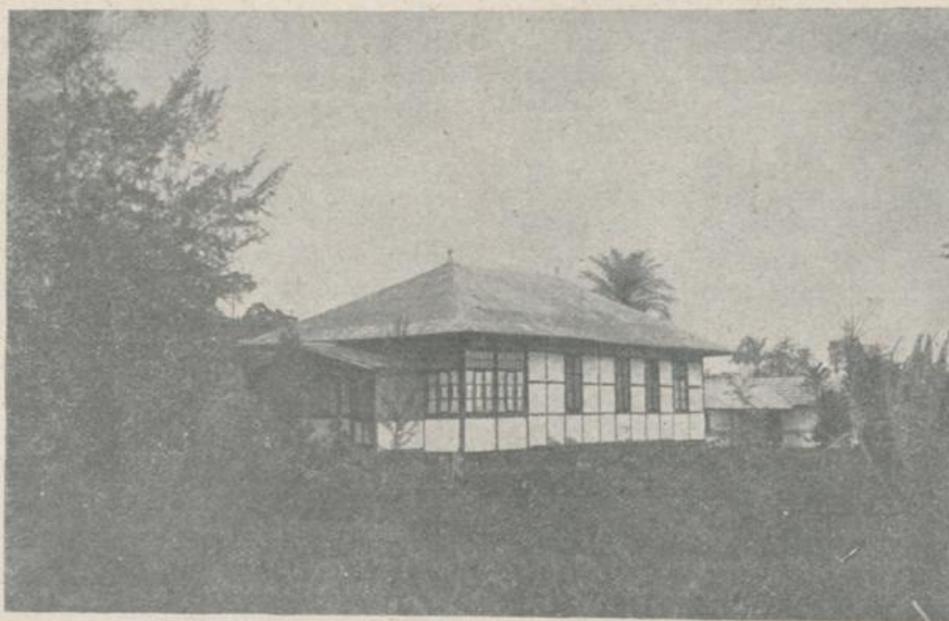
Diese Auffassung lag auch den «Schutzverträgen» zugrunde, die vor dem Beginnen unserer amtlichen Kolonialpolitik von privater Seite mit Eingeborenenhäuptlingen abgeschlossen worden waren, und die das Reich später anerkannt und als Rechtsnachfolger übernommen hat. So verschieden diese «Schutzverträge» in Form und Inhalt sind, so kehrt doch überall der Grundgedanke wieder, dass der Deutsche Kaiser den «Schutz» der betreffenden Gebiete und Stämme der Eingeborenenhäuptlinge übernimmt, wohingegen letztere sich verpflichten mussten, unter keinen Umständen Verträge oder Vereinbarungen, insbesondere Landabtretungen mit anderen Regierungen, abzuschliessen. In ihren innern Angelegenheiten wurde ihnen dagegen eine teilweise reichlich weitgehende Selbständigkeit in bezug auf Steuern und Abgabenerhebung, ihre Gerichtsbarkeit und sonstigen Sitten und Gebräuche belassen. Für die Durchführung der Bismarckschen Pläne nach Aufrichtung der deutschen Schutzgewalt war natürlich Voraussetzung, dass sich deutsche Kolonialunternehmer mit genügenden Geldmitteln und Fähigkeiten finden würden, um neben ihrer vorzugsweise auf geschäftliche Gewinne gerichtete Tätigkeit auch die Regierung und Verwaltung in den Schutzgebieten zu übernehmen. Diese Hoffnung erfüllte sich von vornherein nur in beschränktem Umfange. In Kamerun und Togo zeigten die dort ansässigen hanseatischen Handelshäuser keine Neigung sich mit Verwaltungsgeschäften zu befassen, um die damit verbundenen Kosten zu tragen. Hier musste sogleich das Reich selbst

* Die Britisch Ostindische Kompagnie, auf die hier Bismarck anspielt, erhielt bei ihrer Gründung im Jahre 1601 eine Royal Charter, d. h. einen königlichen Schutzbrief, der von der Königin Elisabeth ausgestellt war. 1798 erfolgte die Aufhebung der Kompagnie, und ihre Nachfolgerin wurde die britische Regierung. Die englische Kolonialgeschichte weist noch viele Beispiele für die Verleihung von Charters an Kolonialgesellschaften auf. Die bekannteste, noch heute auf Grund einer Charter arbeitende Gesellschaft ist die 1889 von Cecil Rhodes, dem Schöpfer von Rhodesia und dem Vater des Gedankens der Kap-Kairobahn, begründete Britische Südafrika Kompagnie, die man kurz mit dem Namen «Chartered Company» zu bezeichnen pflegt.

einspringen. Auch in Süd-Westafrika waren Lüderitz und seine Freunde auf die Dauer nicht in der Lage, die Bismarckschen Wünsche zu verwirklichen. Dagegen wurden für Deutsch-Ostafrika und Neuguinea alsbald Kolonialgesellschaften ins Leben gerufen, die bereit waren, auch die Aufgaben der Verwaltung in ihre Hand zu nehmen. Zu diesem Zwecke wurden ihnen umfassende Hoheitsrechte eingeräumt, mit denen sie ganz nach dem Vorbilde der englischen Royal Charters durch sogenannte «Kaiserliche Schutzbriefe» feierlich belehnt wurden. Für Deutsch-Ostafrika erhielt die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auf ihr Gesuch unter dem 27. Februar 1885 einen derartigen Schutzbrief, und der Neu-

und Verträge mit den Eingeborenen über Land- und Grundberechtigungen abzuschliessen, usw.»

Wie die Erfahrung alsbald lehrte, waren die Gesellschaften auf die Dauer nicht imstande, ihren zahlreichen und schwierigen Aufgaben gerecht zu werden. Die nach heutigen Begriffen an sich schon bedenkliche Vermengung von geschäftlicher Erwerbstätigkeit mit der Ausübung einer staatlich gearteten Verwaltung führte zu schweren Schäden für die Gesamtentwicklung der Schutzgebiete. Die Schutzbriefe wurden daher vom Reiche unter Abfindung der betreffenden Gesellschaften abgelöst und an ihre Stelle trat überall der Staat. Die Zeit der Kolonialgesellschaften öffentlich-rechtlicher Natur kann für



guineer Kompagnie wurden Schutzbriefe am 17. Mai 1885 und am 13. Dezember 1886 ausgestellt. In welcher Form die Übertragung der Hoheitsrechte und der Regierungsgewalt in diesen Schutzbriefen zum Ausdruck kam, zeigt am treffendsten derjenige der Neuguineer Kompagnie, in dem es heisst: «Ingleichen verleihen wir der besagten Kompagnie gegen die Verpflichtung, die von ihr übernommenen staatlichen Einrichtungen zu treffen und zu erhalten, auch die Kosten für eine ausreichende Rechtspflege zu bestreiten, hiermit die entsprechenden Rechte der Landeshoheit zugleich mit dem anschliessenden Recht, in dem Schutzgebiet herrenloses Land in Besitz zu nehmen und darüber zu verfügen

Deutschland als abgetan angesehen werden. So ist aus der ehemals begrenzten «Schutzgewalt», wie sie Bismarck vorgeschwebt hat, im Laufe der Entwicklung überall die volle Staatsgewalt geworden. Die Bezeichnung «Schutzgebiet» findet also ihre Erklärung in den heute überwundenen Anschauungen aus den Kindertagen unserer deutschen Kolonialpolitik. Sie aufzugeben liegt nicht der mindeste Grund vor. Im Gegenteil! Freuen wir uns, dass unsere Muttersprache damit einen wohlklingenden Ausdruck für das Fremdwort Kolonie geprägt hat, das heute keinem Missverständnis mehr begegnen kann und das erfreulicherweise Gemeingut unseres Volkes geworden ist.